

Rügensche sagen und Märchen

Alfred Haas


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS




Herthasee.


Die Herthabuche

Rügensche
Sagen und Märchen.

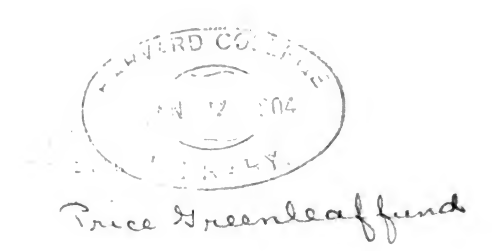
Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. A. Haas.

Dritte Auflage.

Stettin.
Johs. Burmeister's Buchhandlung.
1903.



Seiner Durchlaucht

Wilhelm Fürsten und Herrn zu Putbus,

Reichsgrafen von Wylich und Lottum,

Erblandmarschall im Fürstentum Rügen

und der Lande Barth,

gewidmet

vom Herausgeber.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Von jeher ist die Insel Rügen als sagenreiche Insel der Ostsee bekannt. Und nicht mit Unrecht; denn fast noch anziehender und mannigfaltiger als die Reihe landschaftlicher Schönheiten, welche die Natur über die Insel ausgeschüttet hat, ist der Kranz von Sagen, welcher sich um alle Teile des schönen Eilandes schlingt. Es finden sich daher nicht nur in der gesamten, recht umfangreichen Rügenliteratur zahlreiche Sagen von der Insel verstreut, sondern auch in den beiden pommerschen Sagensammlungen von Temme (die Volkssagen von Pommern und Rügen, Berlin 1840) und Jahn (Volkssagen aus Pommern und Rügen, II. Aufl. Berlin 1890) nehmen die rügenschen Sagen einen breiten Raum ein. Damit ist aber das vorhandene Material noch nicht erschöpft.

Während einer mehrjährigen Sammeltätigkeit auf der Insel und durch möglichst vollständige Heranziehung der einschlägigen Literatur habe ich so viel neues Material zusammengebracht, daß ich nicht anstehe, dasselbe der Öffentlichkeit zu übergeben.

Den Anspruch auf eine wissenschaftliche Arbeit erhebe ich mit dieser Veröffentlichung nicht; die Zwecke derselben sind vielmehr praktischer Art. Einerseits nämlich hoffe ich, daß es meine rügenschen Landsleute nicht ungerne sehen werden, wenn sie die Sagen ihrer engeren

Heimat, mit welchen sie aufgewachsen und groß geworden sind, in einer besonderen Sammlung vereinigt finden und nachlesen können. Andererseits aber dürfte auch vielen auswärtigen Verehrern der Insel Rügen, welche alljährlich zu einem längeren oder kürzeren Aufenthalte dorthin kommen, eine Sammlung des rügenschen Sagenschatzes nicht unwillkommen sein.

Stettin, im Mai 1891.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Schneller, als ich hoffen durfte, ist die im Jahre 1891 erschienene erste Auflage meiner „Rügenschen Sagen und Märchen" vergriffen worden. Während der verflossenen fünf Jahre konnte ich die ursprüngliche Sammlung nicht unerheblich vermehren, zumal da das Interesse für die einheimischen Volksüberlieferungen sich im Laufe der letzten Jahre auf Rügen sichtlich gesteigert hat. Leider aber mußte ich aus buchhändlerischen Rücksichten darauf verzichten, die inzwischen vermehrte Sammlung vollständig zum Abdruck zu bringen; vielmehr mußte ich, um wenigstens eine Anzahl der neugesammelten Sagen mitteilen zu können, durch Fortlassen von Varianten und einigen weniger wichtigen Nummern aus der ersten Auflage den nötigen Raum schaffen. So hat die zweite Auflage zum Teil wesentliche Veränderungen erfahren.

Stettin, im April 1896.

Vorwort zur dritten Auflage.

Auch die dritte Auflage meiner „Rügenschen Sagen und Märchen" tritt in mannigfach veränderter Gestalt in die Öffentlichkeit. Durch die inzwischen erfolgte Herausgabe der „Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen", Greifswald 1899, 139 S. 8, war es mir möglich, bei der vorliegenden Neubearbeitung der „Sagen und Märchen" einzelne Kapitel, besonders das III. und XX., nicht unwesentlich zu kürzen. Der dadurch gewonnene Raum wurde durch die Einfügung neuer Sagen ausgefüllt. Die Zahl der seit der Herausgabe der zweiten Auflage im Jahre 1896 neugesammelten Sagen ist so beträchtlich, daß in der vorliegenden dritten Auflage kaum ein Kapitel ganz unverändert geblieben ist.

Bei dem Sammeln neuer Sagen ist mir besonders mein Bruder, Pastor Otto Haas, behülflich gewesen, der in den Jahren 1897—1900 in Putbus und der nächsten Umgegend neue und interessante Überlieferungen des Volksmundes aufdeckte.

Die augenfälligste Veränderung, welche die dritte Aufl. erfahren hat, ist die Beigabe von Illustrationen, durch welche ich einem vielfach geäußerten Wunsche der auswärtigen Besucher der Insel Rügen entgegenzukommen hoffe. Die Illustrationen auf Tafel V. verdanke ich der Güte des Herrn Photogr. Noack in Binz. Die übrigen Illustrationen sind (mit Ausnahme von Tafel I, 1) nach eigenen photographischen Aufnahmen hergestellt.

Stettin, im Juni 1903.

Dr. A. Haas.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

XIV. Wiedererscheinende Tote, Gespenster und Spukerscheinungen.

XV. Untergegangene Städte, Burgen, Schlösser und Kirchen.

XVI. Glockensagen.

Seite

XIX. Geographische und historische Sagen.

XX. Vermischtes.

XXI. Märchen.



Verzeichnis der Abbildungen.



I.

Götter und Dämonen.

1. Die Göttin Hertha auf Rügen.

Die Herthaburg nahe bei Stubbenkammer war in heidnischen Zeiten der Wohnsitz der Göttin Hertha. Diese war den Menschen stets wohlgesinnt und segnete ihre Fluren und Äcker mit Früchten. Wenn aber die Zeit der Ernte da war, dann fuhr die Göttin auf einem mit Kühen bespannten Wagen durch das Land, und überall, wohin sie kam, wurde sie mit Jubel begrüßt. Ein Priester, welcher die Hertha bei ihrem Umzuge begleitete, führte dieselbe, wenn sie sich an dem Anblick der Menschen gesättigt hatte, in ihr Heiligtum zurück. Alsdann badete sich die Göttin in dem benachbarten Herthasee. Die Diener aber, welche hierbei hilfreiche Hand leisteten, wurden sämtlich getötet. Deshalb hat auch niemand genaue Kunde darüber, wie es eigentlich beim Dienste der Hertha zugegangen sei.

Andere erzählen, es seien alljährlich ein edler Jüngling und eine edle Jungfrau der Göttin Hertha zu Ehren im See ertränkt worden.

Wenn man den Fußsteig benutzt, welcher am Ufer des Herthasees entlang bis hinter den Wall führt, so erblickt man mitten gegen den See einen Einschnitt im Ufer; das soll die Stelle sein, wo der heilige Wagen der Göttin Hertha in den See hinabgestürzt wurde. Es wird auch berichtet, daß in früheren Zeiten eine Brücke über den See geführt habe.

Mündlich. Rellstab: Ausflucht nach der Insel Rügen, Berlin 1797, S. 81. Indigena: Streifzüge durch das Rügenland, Altona 1805, S. 171. — Über den Herthadienst auf Rügen vgl. den Anhang.

2. Die Herthabuche.

Dicht vor dem Eingange zur Herthaburg steht eine starke, schön gewachsene Buche, einer der stattlichsten Bäume der Stubbnitz. Dieser Baum hat ehemals zum Dienste der Göttin Hertha gehört. Denn aus dem Rauschen der Zweige dieses Baumes sagte der Priester die Zukunft voraus, und die Göttin teilte auf diese Weise ihren Willen mit. Darum heißt der Baum bis auf den heutigen Tag die Herthabuche.

Die Herthabuche liegt an einer freien Stelle des Waldes. Als Grund dafür wird angegeben, daß in gewissen Nächten des Jahres die Elfen bei Mondschein um den Baum herumtanzen, nachdem sie vorher im Herthasee gebadet haben.

Mündlich. — Vor ungefähr fünfzig Jahren war die Herthabuche, deren Alter auf 450—500 Jahre geschätzt wird, in großer Gefahr abzusterben. Doch gelang es infolge der sorgsamen Pflege, welche auf die persönliche Anordnung Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. dem Baume gewidmet wurde, diesen am Leben zu erhalten.

3. Opferstein bei Herthaburg.

In der Nähe der Herthaburg liegt ein großer Felsblock, welcher im Munde des Volkes der Opferstein heißt.

Auf ihm sollen ehemals Menschenopfer dargebracht sein, man weiß aber nicht mehr genau, ob der Hertha oder einer anderen heidnischen Gottheit. Der zu opfernde Mensch wurde, nachdem auf dem Wall der Herthaburg ein feierlicher Opferumgang gehalten worden war, mit dem Rücken in die ausgehöhlte Fläche des Steines gelegt, sodaß sein Kopf über die obere Kante desselben hervorragte. Wenn dann der Kopf vom Rumpfe getrennt war, floß das Blut in der an der anderen Seite des Steines befindlichen und noch jetzt sichtbaren Blutrinne ab und wurde in einem ausgehöhlten Steine aufgefangen, welcher sich gleichfalls noch am Fuße des Opfersteines befindet. An der Stelle, wo das Blut von dem Steine abfloß, soll sich niemals Moos ansetzen.

Mündlich. — Über den Stein vgl. Baier: Die Insel Rügen nach ihrer archäologischen Bedeutung, Stralsund 1886, S. 68.

4. Die Steinprobe.

I.

In der Stubbnitz, nicht weit vom Herthasee, findet man einen Stein, in welchem man deutlich die Spuren eines großen Fußes und eines ganz kleinen Kinderfußes abgedrückt sieht. Davon erzählt man sich folgendes.

Zur Zeit, als noch der Dienst der Göttin Hertha auf der Insel bestand, war unter den Jungfrauen, die der Göttin zu ihrem Dienste geweiht waren, ein junges und sehr schönes Mädchen. Diese, obgleich sie der Göttin ewige Jungfrauschaft hatte geloben müssen, hatte eine Liebschaft mit einem fremden jungen Ritter, mit dem sie allnächtlich heimliche Zusammenkünfte an den Ufern des heiligen Sees hielt.

Sie hatte ihre Liebe aber nicht so geheim halten können, daß nicht dem Oberpriester der Göttin Kunde davon geworden wäre. Diesem wurde es hinterbracht, daß eine der Jungfrauen strafbare Liebe pflege; nur welche es sei, konnte man ihm nicht sagen.

Der Priester stellte alle Jungfrauen zur Rede; aber keine bekannte, auch die schuldige nicht. Da rief er die Göttin an, daß sie ihm die schuldige durch ein Wunder entdecken möge, und er führte nun sämtliche Jungfrauen in den Wald zu einem großen Opfersteine. Dort befahl er ihnen, daß sie, eine nach der andern, mit nacktem Fuße auf den Stein treten mußten. Das taten sie, und als die schuldige den Stein betrat, da offenbarte sich plötzlich ihr Vergehen; denn nicht nur ihr eigner Fuß drückte sich in dem harten Steine ab, sondern daneben auch der Fuß eines Kindes. Dies sind die Fußspuren, die man zum ewigen Wahrzeichen noch jetzt in dem Steine sieht.

Der Priester soll darauf die Sünderin oben von der Stubbenkammer haben in das Meer stürzen lassen; aber ein Engel hat sie, wie die Leute sagen, in seine Arme genommen und sanft heruntergetragen. Unten hat ihr Geliebter schon auf sie gewartet und sie in seinem Schiffe mit sich genommen in seine ferne Heimat.

Temme: Volkssagen Nr. 276. — Die Sage ist poetisch behandelt von Enoch Wiesener (nicht von Kosegarten, wie gewöhnlich angegeben wird). Vgl. Sundine 1829 S. 140 ff. — Eine in vielen Punkten abweichende Fassung der Sage findet sich bei Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen, Stettin 1886, Nr. 225.

II.

Auf dem Opferstein bei Herthaburg sieht man die Eindrücke von einem gewöhnlichen Menschenfuße, einem Kinderfuße und einem Hasenfuße. Damit verhält es sich

folgendermaßen. Einst sollte hier eine Jungfrau geopfert werden, welche in dem Verdachte stand, mit dem Schwarzen Umgang gepflogen zu haben. Sie aber beteuerte ihre Unschuld, und die Priester verlangten ein Zeichen, daß sie rein vor Gott sei und mit dem Bösen nichts zu tun habe. Da erschien ein fremdes Kind, das war ein Engel; und zugleich zeigte sich ein Hase, das war der Böse. Und das Kind nahm die Jungfrau bei der Hand und ging mit ihr über den Stein; der Hase aber folgte ihnen nach. Von allen dreien sind die Eindrücke ihrer Füße auf dem Stein zurückgeblieben, und daran hat man die Unschuld des Mädchens erkannt.

Sundine 1837 S. 388. — Der Eindruck des Hasenfußes wird auch als Spur von dem Fuße eines Hundes gedeutet.

5. Der Pfennigkasten.

Eine Viertelstunde westlich vom Herthasee, unmittelbar neben dem Fußsteige, welcher von dort nach dem Dorfe Hagen führt, liegt ein geöffnetes Steinkistengrab, welches von den Bewohnern Jasmunds der Pfennigkasten genannt und mit dem benachbarten Heiligtum der Hertha in Verbindung gebracht wird. Man erzählt nämlich, daß der Priester das der Göttin Hertha gespendete Opfergeld hierher gebracht und in der Steinkiste verwahrt habe.

Mündlich und Grümbke: Darstellungen von der Insel und dem Fürstentume Rügen, Berlin 1819, II S. 232 f. — Der Name „Pfennigkasten" begegnet zuerst bei Schwartz: Einleitung zur Geographie des Norder-Teutschlandes, Greifswald 1745, S. 101. — Zöllner: Reise durch Pommern nach der Insel Rügen, Berlin 1797, S. 261 f. berichtet, man habe ihm erzählt, die im Viereck gelegten Steine des Pfennigkastens hätten „sonst" (d. i. früher, also wahrscheinlich vor der Öffnung der Steinkiste) noch mehr das Ansehen eines Altars gehabt; aber im siebenjährigen Kriege hätten Soldaten in der Hoffnung, große Schätze zu finden, alles umgewühlt. Nach Pyl: Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer, Greifswald 1869, S. 3 wurde die Steinkiste aber erst

im Jahre 1824 geöffnet. — Im übrigen vgl. Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie 1886 S. 625 und Hoßmann im Archiv für Anthropologie VIII S. 284.

6. Die Bullerhürn.

An der Nordseite des Wieker Boddens liegt die durch eine Sandbank begrenzte Inwiek „Bullerhürn." Hierher brachte man früher, als die Schiffahrt noch blühte, die Fahrzeuge in Winterlage, und deshalb waren dort große Pfähle eingerammt, an welchen die Schiffe während des Winters vertaut und verankert wurden. In neuerer Zeit ist ein Pfahl nach dem andern abgewrackt, weil ihn niemand mehr als Hort seines Schiffes pflegte. Mit den stehen gebliebenen Resten pflegt man scherzweise die lückenhafte Zahnreihe im Munde zu vergleichen, indem man sagt: „Bi den' is ok all Bullerhürn."

Von der Bullerhürn erzählen sich die alten Wittower folgende Sage.

Es war zur Zeit des Götzen Swantewit, der auf Arkona sein Heiligtum hatte, als auf der Stelle der Bullerhürn ein herrlicher Eichen- und Buchenhain stand. Da das Wittower Land arm an Waldungen war, so wurden in diesem einzigen heiligen Haine die dem Swantewit geweihten weißen Stiere gehalten und gepflegt, von denen ihm jedes Jahr der schönste einjährige Stier zum Opfer gebracht wurde.

Die Wartung und Pflege der Stiere hatte eine Jungfrau zu besorgen, die das Gelübde der Keuschheit hatte ablegen müssen und dafür das Versprechen der Unsterblichkeit empfangen hatte. Viele, viele Jahre waren so dahingegangen; keines gewöhnlichen Menschen Fuß durfte den Hain betreten — so sagte man —; nur wenn in des Jahres längster Nacht der dem Swantewit geweihte

weiße Stier von dem Priester nach Arkona geholt wurde, hörte man das Brüllen der Stiere, und ein seltsames Rauschen ging alsdann durch die Kronen der alten Stämme.

Da kam eines Tages nach Wittow ein Jüngling, schön von Antlitz und kräftig von Wuchs; das lange goldige Haar wallte über Nacken und Schultern herab; das helle blaue Auge blickte frei und klar unter der hohen Stirn hervor. Er hörte von der Jungfrau im Haine und von ihrer sagenhaften Schönheit und Keuschheit und beschloß, sie zu sehen. Trotz alles Abmahnens ging er mutig in den Hain und fand die Jungfrau. Sein Herz entbrannte in Liebe zu ihr — und wie sollte die Jungfrau dem minniglichen Werben des schönen blonden Knaben widerstehen? Sie küßten sich, und ein Tosen und Brausen erhob sich in den Wipfeln, die Stiere brüllten mächtig und konnten doch nicht von der Stelle. Der Jüngling trug die vor Schreck ohnmächtige Jungfrau in seinen Armen aus dem Hain, und kaum hatte er seinen Fuß außerhalb desselben, so versank unter mächtigem Schwanken der ganzen Halbinsel der Hain ins Meer. Die Stelle heißt aber noch heute „die Bullerhürn" d. i. Bullenhürde, Hürde der heiligen Stiere.

Der Jüngling siedelte sich auf der Insel an, und von ihm und der Jungfrau, die bald seine rechtmäßige Gattin wurde, sollen die Edelinge der Wittower Halbinsel abstammeu.

Nach E. Rubarth: Die Bullerhürn [die Form „Bullerhüre" scheint auf einem Druckfehler zu beruhen], eine Wittower Sage, in der Pom. Volksrundschau I Nr. 31.

7. Swantewits Untergang.

Als die Dänen die Burg Arkona erobert hatten, zerstörten sie auch das Bild des berühmten heidnischen

Götzen Swantewit, der hier verehrt wurde. Das kolossale Götzenbild wurde umgehauen und sank krachend zu Boden. In dem Moment aber, als es umsank, entwich der Böse in Gestalt eines schwärzlichen Tieres dem Leibe des Götzen und verschwand plötzlich aus den Augen der Umstehenden. Die spätere Sage fügt hinzu, jenes Tier sei ein Rabe gewesen.

Nach O. Fock: Rüg.-Pom. Gesch. I S. 82 f. — Nach Nernst: Wanderungen durch Rügen, Düsseldorf 1800, S. 276 war das schwärzliche Tier eine Ratte. Nikolaus Mareschalkus Thurius (Dähnert: Pom. Bibl. III S. 282) berichtet im 16. Jahrh. in seiner Chronik der mecklenbg. Regenten, daß „der Teufel ganz schwarz und wilde selbviert ausstob von dem Bilde" des Swantewit. Daß die Gützkower Götzenfliegen (Temme Nr. 26) mit dem Swantewit nichts zu tun haben, glaube ich Am Urquell IV S. 201 f. erwiesen zu haben.

8. Die Jaromarsburg.

An der Nordspitze der Halbinsel Wittow, in der Nähe des Leuchtturmes zu Arkona, liegt, weithin sichtbar, die alte Wendenburg, in welcher einst das Heiligtum Swantewits stand und welche jetzt meist Jaromarsburg genannt wird. Der Wallrücken liegt jetzt kahl und öde da und enthält nichts als eine dürftige Weide. In früheren Jahrhunderten aber war der ganze Burgwall mit einem stolzen Buchenwalde bedeckt, und dieser erstreckte sich bis dicht an den Rand des Ufers. In der halben Höhe des Ufers erblickt man vom Strande aus in der Kreidewand einen tiefen Spalt, in welchem ein Adlerpaar viele Jahre hindurch gehorstet hat.

Mündlich aus Breege und Arkona.

9. Das Steinbild in der Kirche zu Altenkirchen.

In der Vorhalle der Kirche zu Altenkirchen findet sich ein altes Steinbild eingemauert, auf welchem eine



[illegible] den Fusstapfen bei H[illegible]haburg.



Der Pfennigkasten.

menschliche Figur mit großem Kopfe, kurzem Halse und verkürzten Beinen dargestellt ist. Das soll der alte Götze Swantewit sein, welcher ehemals von den heidnischen Bewohnern der Insel als höchster Gott verehrt wurde. Als die Feste Arkona, die Kultstätte dieses Götzen, zerstört wurde, kam das Götzenbild nach Altenkirchen. Hier aber wurde die erste christliche Kirche auf Rügen von Bischof Absalon, wie man erzählt, aus dem Holze der von den Dänen vor Arkona errichteten Belagerungswerke erbaut, und man meint, daß sie an derselben Stelle gestanden habe, wo die jetzige Kirche steht. Das Steinbild aber wurde in liegender Stellung eingemauert zum Zeichen dafür, daß es mit der Herrschaft des Götzen ein Ende habe.

Im Scherze pflegt man von dem Steinbilde zu sagen, es drehe sich allemal um, wenn es einen Hahn krähen höre.

Mündlich aus Altenkirchen und Nernst: Wanderungen durch Rügen S. 165. Vgl. Weigel im Archiv für Anthropologie XXI S. 41—72 und von Haselberg: Die Baudenkmäler des Reg.-Bez. Stralsund, Heft IV. Der Kreis Rügen, Stettin 1897, S. 268.

10. Das Steinbild an der Kirche zu Bergen.

An der Kirche zu Bergen, in einem Anbau der Turmhalle ist ein Granitstein von 125 cm Höhe und 52 cm Breite eingemauert, auf dessen Vorderseite eine stark verwitterte, menschliche Figur dargestellt ist. Die Figur ist mit einem langen Gewande bekleidet, das Gesicht ist lang und schmal, und an Stelle der Füße erblickt man zwei kurze zapfenartige Ansätze, welche zum Teil durch den Erdboden verdeckt sind; die Arme sind unnatürlich lang und dünn und liegen eng am Körper an. In der linken Hand trägt die Figur ein nur

schwach angedeutetes Kreuz, dessen Spitze nach der linken Schulter hinweist.

Man hat bisher immer geglaubt, der Stein sei die Grabplatte einer Nonne oder Äbtissin, welche dem ehemaligen Cisterzienser-Nonnenkloster zu Bergen angehört habe; der Stein habe ursprünglich seinen Platz auf dem von den Klostermauern eingeschlossenen Kirchhof gehabt und sei erst später an seine jetzige Stelle gekommen. Durch Vergleichung mit dem Steinbild zu Altenkirchen aber hat sich neuerdings herausgestellt, daß auch die Berger Steinplatte ein Swantewitbild darstellt, welches freilich schon sehr früh, vielleicht schon von den ersten Bekehrern der heidnischen Rügianer, durch Fortmeißeln des Schnurrbartes und des Trinkhornes und durch Hinzufügen des Kreuzes der wichtigsten Merkmale für die Erkenntnis seines heidnisch-slavischen Ursprungs beraubt worden ist.

Im Volksmunde wird die Figur meist „der Mönch“ genannt, zuweilen aber auch als „Nonne“ oder sogar als „Nix“ bezeichnet. In Beziehung auf den letzten Namen pflegt man scherzhaft zu sagen: Wenn man den Nix fragt, wie er heißt, so bekommt man seinen Namen zu hören, nämlich „Nix“ (nichts).

Man erzählt auch, daß der Fuß des Steinbildes in gleicher Höhe liege, wie die Spitze der St. Marienkirche in Stralsund.

Mündlich. — Vgl. Weigel a. a. O. und von Haselberg a. a. O. S. 275, ebenso Schwartz: Geogr. des Norder-Teutschlandes S. 127.

11. Der Roggenwolf.

Wenn das Korn reif ist zum Mähen und die Schnitter daran gehen, in einen Schlag „einzuhauen,“

müssen sie sich vor dem „Roggenwulf“ in acht nehmen. Denn der spielt ihnen allerlei Schabernack, und besonders gerne verzehrt er ihnen ihr Frühstücks- oder Vesperbrot, welches sie während ihrer Arbeit sicher geborgen glaubten. Erst wenn der ganze Schlag abgemäht ist, räumt der „Roggenwulf“ das Feld; wo er dann aber bleibt, das weiß niemand anzugeben.

Der „Roggenwulf“ ist außerordentlich gefräßig, und diese seine Sucht ist sogar sprichwörtlich geworden. Denn man pflegt von jemand, „de recht niedsch ett“ (neidisch, d. i. gierig ißt), zu sagen: „He frett as'n Roggenwulf.“ Ebenso heißt es von jemand, der „lud' Halſ' weent“ (lauten Halses d. i. heftig weint): „He brüllt as'n „Roggenwulf“ oder „he roart as'n Roggenwulf.“

Mündlich. — Vergl. Frischbier: Preußische Sprichwörter, 1. Sammlung (2. Aufl.), Berlin 1865, Nr. 960, 968, 4100, 4102.

12. Pest eingepflockt.

Ein Mann sah einmal die Pest, „wie einen Knäuel blauen Dunst“ hinein in ein Loch im Pfosten eines Torwegs fliegen. Sogleich nahm er einen Pflock und schlug ihn in die Höhlung. Als er nun nach Jahren wieder an den Pfosten herantrat, sagte er: „Ich sperrte dort einmal einen Vogel hinein; ich möchte doch wissen, ob er noch darinnen ist,“ und zog den Pflock aus dem Loche. Da fuhr die Pest heraus, ihm gerade in den Mund, so daß er auf der Stelle tot zur Erde stürzte.

Jahn Nr. 47. — Vgl. Knoop und Haas: Blätter für Pom. Volkskunde IV. S. 49 ff.



II.

Der wilde Jäger.

---

13. Der wilde Jäger auf Rügen.

Vor langen, langen Zeiten war ein großer Fürst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlösser und Dörfer und Forsten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern, als auf seinen Schlössern und war überhaupt eines jähen und wütigen Gemütes und ein rechter Zwingherr. Dieser Fürst hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und allergrausendsten Heidenzeit.

Ein Hirtenknabe hatte in seinem Walde einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht. Diesem armen unschuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeschnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben solange um den Baum treiben lassen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe tot hingefallen war, und dazu hat er gerufen: „Das ist

die Schalmei, worauf du blasen sollst; das hast du für dein Pfeifen."

Einen Bauern, welcher auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Tier so mit ihm in den Wald laufen lassen. Da ist das geängstete Tier mit dem armen Mann solange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchern solange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer tot war, dann auch der Hirsch hinstürzte.

Für solche greulichen Taten hat der ungeheure Mann endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick tot hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo! schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod! und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolge. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer hagerer Mann in eiserner Rüstung, Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt

aus seinem Angesicht; sein Leib ist vornüber gebeugt, weil es immer im hallenden sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte haut. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getose und Geheul: er aber ruft von Zeit zu Zeit drein: Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!

Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, denn in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nahe kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Luchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse und von Menschen Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben soviel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gut machen. Er hält, wie die Leute sagen, die Straßen rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! hört. Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, solange, bis es die Zunge aus dem Halse steckt und tot hinfällt.

Am strengsten ist der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeister; diesen ist, wenn er sie einmal in seiner Jagd hat, der Tod das gewisseste, falls sie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenschlinge finden, wo sie durchschlüpfen mögen, denn dann sind sie für das Mal frei.

Alfranke ist ein kleiner Strauch, der im Walde steht und im ersten Frühlinge grünt und sich gern um andere Bäume schlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Öffnung macht, wodurch etwas schlüpfen kann. Ebenso wachsen einzelne Zweige von Bäumen oft so wundersam zusammen, daß sie ein rundes Loch, einer Schlinge gleich, bilden, oft weit genug, daß ein Ochs durchschlüpfen könnte; wieviel leichter ein Mensch! Das nennt man eine Hexenschlinge oder einen Hexenschlupf; denn wann sie in der Not ein solches treffen und dort hindurchschlüpfen, darf niemand sie anrühren.

Arndt: Mährchen und Jugenderinnerungen I S. 401 ff. — Der Name Wode für den wilden Jäger oder Nachtjäger ist früher auf Rügen offenbar weit verbreitet gewesen, jetzt ist er jedoch sehr selten geworden. Wenn ich in der ersten Auflage bekennen mußte, daß ich den Namen Wode auf Rügen überhaupt nicht mehr habe entdecken können, so ist dies jetzt dahin zu berichtigen, daß er doch noch auf Mönchgut und in der Bullerhürn auf Wittow lokalisiert ist. Damit ist dasjenige hinfällig, was W. Schwartz in den Verh. der Berl. Ges. f. Anthr. 1891 S. 450 über die Verpflanzung des Woden von Vorpommern nach Rügen vermutet hat. Ueber die Beziehung des Woden zum altgermanischen Gotte Wodan hat neuerdings Zehme in Lyons Zeitschrift für den dt. Unterr. XI S. 203 gehandelt.

14. Der Nachtjäger auf Rügen.

Der Nachtjäger, auch wilder Jäger genannt, treibt in gewissen Gegenden allnächtlich sein Unwesen. Von zahlreichem Gefolge umgeben, reitet er mit lautem Hallo, mit Kreischen und Pfeifen, unter Hundegebell, Peitschen-

knallen und Pferdegetrappel durch die Lüfte dahin. Dem einsamen Wanderer ruft er zu:

Hallo! Hallo!
Holl den Middelweg,
Holl den Middelweg!

Doch sieht man den Nachtjäger niemals ganz in der Nähe; gewöhnlich ist er nur in einiger Entfernung, und dann auch nur wie in Nebel gehüllt, sichtbar. Wer des Nachts auf einsamer Landstraße wandert und das Herannahen des wilden Jägers wahrnimmt, muß sich vor allen Dingen in acht nehmen, ein Liedchen zu pfeifen. Dadurch wird der Nachtjäger angelockt und zu dem Glauben gebracht, der Wanderer wolle an seiner nächtlichen Fahrt teilnehmen.

Ferner muß man sich hüten, die Vordertür und Hintertür des Wohnhauses offen zu lassen. Sonst kommt der wilde Jäger, fliegt zu der einen Tür hinein und auf dem entgegengesetzten Ende wieder heraus, und was er dabei im Fluge erhascht, führt er mit fort. Besonders gerne nimmt er ungetaufte Kinder mit sich fort, wenn sich solche im Hause befinden; denn das ist seine liebste Beute.

In der Regel treibt der Nachtjäger sein Unwesen auf öden Bergen und in unwegsamen Heiden. So soll er auf den Ralswieker Heidebergen allnächtlich zu treffen sein. Die Bewohner von Prißvitz haben ihn oft genug des Nachts in Gestalt eines Drachen mit langem, feurigen Schweife in der Richtung auf Ralswiek zu dahinjagen sehen.

Mündlich aus Ralow.

15. Hans Häger, der Nachtjäger.

In dem Waldrevier auf den Dollahner Höhen haust der Nachtjäger. Viele Menschen haben ihn dort, be-

sonders zur Herbstzeit, gehört; gesehen hat ihn aber noch niemand. Der Nachtjäger hieß ursprünglich Hans Häger und soll die Ortschaft Hagen westlich vom Schmachter See gegründet und angelegt haben. Andere beziehen diese Gründungssage auf die unmittelbar vor der Stubbnitz liegende Ortschaft Hagen auf Jasmund und meinen, der Nachtjäger, welcher in der Stubbnitz hause, sei der richtige Hans Häger gewesen.

Mündlich aus Pantow.

16. Der Nachtjäger in der Garzer Heide.

An einem hellen Mondscheinabend ritt der Ackersmann S. auf der Rückkehr von Bergen nach Garz durch das Carnitzer Holz und die Garzer Heide. Als er an den Armenbusch gekommen war, sah er plötzlich unter einer Eiche einen stattlichen Reiter auf einem Schimmel halten. Zu gleicher Zeit scheute sein eigenes Pferd und ließ sich nicht von der Stelle bringen, so daß S. gezwungen war, sich den Spuk anzusehen. Der fremde Reiter rührte kein Glied; mit der Hand hielt er eine große Koppel Hunde, die, sowie der Reiter und dessen Schimmel, ihre feurigen Augen stier auf die Garzer Heide gerichtet hatten. Während S. dies alles sah, trat ihm der Schweiß auf die Stirn, und es war ihm, als bewegten sich ihm die Haare auf dem Kopfe. Mit einem Male rief der Schimmelreiter: „Hitz, hatz und hutz!“ ließ die Hunde los, und der ganze Zug sauste wie der Sturmwind an ihm vorüber und war seinen Blicken bald entschwunden. S. schöpfte wieder Luft und Mut und setzte seine Reise fort. Aber trotz seiner genauen Kenntnis des Weges und trotz des hellen Mondscheines kam er bald vom rechten Wege ab, und wie er

eben gewahr wurde, daß er sich mitten in der weglosen Heide befand, hörte er auch schon wieder das fürchterliche Hatz, Hatz! und das Gekläff der Hunde, und als er sein Gesicht nach der Richtung drehte, von wo er das Geräusch vernahm, sah er zu seinem Schrecken die wilde Jagd gerade auf sich zukommen. Alles Bemühen, mit seinem Pferde eine andere Richtung zu nehmen, war ohne Erfolg, und mit Schrecken sah er den Augenblick nahen, wo die wilde Jagd ihn erreichen würde. Nicht lange währte es, da sauste der ganze Troß an ihm vorüber, und deutlich erkannte er in dem verfolgten Wilde einen nackten Menschen männlichen Geschlechtes von der Größe eines fünf- oder sechsjährigen Knaben. Dieser rannte mit gesträubten Haaren, mit ängstlichen, grausigen Blicken und mit schlackernden Armen, als wenn er diese mit zum Laufen brauchen wollte, an ihm vorüber, und zwölf große Windhunde mit feurigen Augen und lang aus dem Halse hängender Zunge waren auf seiner Spur und verfolgten ihn samt dem fürchterlichen Reiter. Da das Wild den Hunden viel zu schaffen machte, schlug die Jagd verschiedene Richtungen ein, und endlich ging der Zug auf die Strachtitzer Koppel zu, wo das Wild ergriffen wurde. Von dort hörte S. ein lautes Gewinsel, aber auch zugleich ein Freudengeschrei, welches die Jäger beim Fang ausstießen und welches fast dem Donner glich. Nun sah S. noch, wie sich dort mehrere unheimliche Gestalten zeigten; dann war alles verschwunden; sein Pferd aber jagte, als wenn es mit der Peitsche geschlagen würde, in vollem Galopp davon und hielt erst in Garz wieder an.

Derselbe S. hat den Nachtjäger später noch viermal gesehen, nämlich am Armenbusch, am langen Berge, am

Königsberge bei Kniepow und in der Garzer Koppel. Das letzte Mal, als er ihn sah, verfolgte die Meute ein kleines Mädchen mit langen fliegenden Haaren, und S. erkannte mit Grauen in ihr eine damals verstorbene, sehr vornehme Dame.

Nach Sundine 1842 S. 170 f.

17. Der Schimmelreiter in der großen Wedde.

In der großen Wedde, welche den Spykerschen See mit dem Jasmunder Bodden verbindet, fischten eines Nachts zwei Strickwadenfischer. Als es Mitternacht war, sahen sie plötzlich einen Reiter auf hohem Schimmel durch das Wasser reiten. Er ritt im Schritt und kam gerade auf sie los. Als er ganz nahe war, stampfte das Roß plumps, plumps! mitten durch die Wade hindurch. Die Fischer aber ließen vor Schreck ihr Boot mit der Wade und allen bereits gefangenen Fischen im Stich und entflohen eilends.

Mitgeteilt von Lehrer A. Pennse. — Die Strickwade ist ein Netz aus mittelmäßig dickem, geteertem Strickgarn; in der Mitte desselben befindet sich ein engmaschiger Beutel, „der Sack“, an welchem der rechte und linke „Flügel“ des Netzes befestigt ist. Das Netz wird von zwei Fischern bedient, von denen der eine im Seeschlag dicht am Lande (in der Seeschöling), der andere etwas weiter entfernt, gestützt auf das mitgeführte Boot, über die seichten Stellen des Wassers watet.

18. De Wôr in der Bullerhürn.

In der Bullerhürn und ihrer Umgebung geht es stark um, und die alten Fischer in den benachbarten Stranddörfern wissen gar manche Geschichte von der Gegend zu erzählen.

Eines Abends zogen zwei Fischer aus, um mit der Strickwade in der Bullerhürn zu fischen. Als die Geister-

stunde herangenaht war, erblickten sie plötzlich einen dritten Mann neben sich, der merkwürdiger Weise seinen Kopf unter dem Arme trug. Er plätscherte dem Zuge des Netzes entgegen und trieb dadurch eine solche Menge Fische in den Sack der Strickwade, daß die Fischer die Flügel der Wade schließen mußten, um diese einzuholen. Dadurch aber schlossen sie auch den kopflosen Fremden mit in das Netz ein, und allmählich wurde der Kreis um denselben immer enger. Nun wurde es aber auch den Fischern immer unheimlicher, und zuletzt sprach einer von ihnen den bekannten Gruß, welchen man den Arbeitern zuzurufen pflegt: „Gott help!" Kaum waren diese Worte gesprochen, so ließ das Gespenst den Kopf fallen, stürzte sich in den Sack des Netzes und verschwand mit lautem Krachen. Als die Fischer das schwere Netz völlig aufs Land zogen, fanden sie in dem Sack einen mächtigen Stein und ein großes Loch, durch welches das Gespenst samt den Fischen entwichen war.

Zwei anderen Fischern begegnete derselbe Mann ohne Kopf; diesmal aber ging er vor dem Netze her, sodaß alle Fische verscheucht wurden. Da jedoch die Fischer ihr Netz ruhig weiterzogen und so taten, als sähen sie das Gespenst nicht, drehte sich dieses plötzlich um, wendete sich dem Netz entgegen und sprang zuletzt über dasselbe hinüber, um dann in dem Wasser zu verschwinden. Als die Fischer das Netz einzogen, machten sie einen prächtigen Fang.

Ein anderes Mal wurde das Gespenst von einem Fischer mit folgenden Worten angeredet: „Du olles ahnköpptes Diert, scheer di in din Höhl herin!" Hierauf verschwand das Gespenst, worauf die Fischer wieder einen reichen Zug taten.

Nach einem alten Aberglauben darf man den Fischern niemals Glück zu ihrer Arbeit wünschen; darauf soll in der Regel ein Fehlzug folgen. Als sich daher eines Tages der Mann ohne Kopf den Fischern näherte und ihnen die „Tageszeit bot“ und viel Glück zum Zuge wünschte, dankten die Fischer nicht und ließen die Worte unbeachtet. Der Mann aber setzte sich alsbald in das Boot der Strickwadenzieher und suchte es mit den Riemen dahin zu bewegen, wo nach der Ansicht der Fischer keine Fische sein konnten. Es entspann sich nun ein kurzer stummer Kampf, in welchem die Fischer schließlich unterlagen. Als sie aber jetzt den unheimlichen Gast gewähren ließen, merkten sie bald, daß die Wade, je länger sie dem Boote folgte, desto schwerer wurde. Als sie das Netz einzogen, wobei das Gespenst plötzlich verschwand, hatten sie eine unendlich große Menge Fische gefangen.

So hat sich der kopflose Fremde noch mehrfach gezeigt, und der eine weiß noch dies, der andere noch jenes Stück von ihm zu erzählen.

Aber nur wenige Leute wissen, wer er eigentlich ist. Ein alter Fischer erzählt hierüber folgendes: Eines Nachts waren die Fischer zum Fange ausgezogen, da erschien „de Wôr“, ritt durch das Netz und zerriß dasselbe. Dabei sahen die Fischer ganz deutlich einen Jäger, der auf hohem Schimmel ritt, und hörten das Gekläff seiner Hunde. Ein anderes Mal redete „de Wôr“ die Fischer an mit den Worten: „Rut ut min Gebiet! Min is, wat flüggt, wat krüppt, wat swemmt.“ Ein Fischer erwiderte darauf: „Wi fangen bloß Aal, un de buddeln,*)“ und bewog ihn dadurch zum Abzuge.

---

*) Buddeln = wühlen im Meeresboden.

Einst ging ein Mann von Wiek nach Gramtitz, und als er in die Gegend der Büllerhürn kam, war es gerade Mitternacht. Da hörte er plötzlich hinter sich den Hufschlag eines Pferdes. Erschreckt stand er still, aber im selben Augenblick war auch der Hufschlag verstummt. Vergeblich versuchte er nun, sich umzudrehen, um zu erforschen, was hinter ihm vorging; eine unsichtbare Gewalt schien ihn daran zu verhindern. Nach einer Weile wurde er vom Fußsteige weggedrängt und auf die Mitte des Weges geschoben. Gleichzeitig hörte er zu beiden Seiten donnernde Hufschläge, wie von zahlreichen Pferden; sehen konnte er jedoch nichts. So ging es eine große Strecke lang weiter, bis der Spuk dicht vor Gramtitz verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer A. Peunse in Bussin, welcher zur Erklärung des Wortes „Bullerhürn" folgendes bemerkt. Als ich nach der Bedeutung des Wortes fragte, erhielt ich als Antwort, „hürn" sei gleich „Hörner", und damit seien die eingerammten Pfähle gemeint, welche wie Hörner aus dem Wasser hervorragten. Wenn nun der Wind das angebundene Schiff hin- und herschleuderte, daß es jumpte (schaukelte), so sei das nicht ohne Krachen, Ächzen, Poltern und „Bullern" vor sich gegangen. — Nach einer anderen Überlieferung soll die Bullerhürn früher ein Wald gewesen sein, welcher „Bullerhardt" hieß. Der Wald diente lange Zeit als „Hürde", Umfriedigung oder Schutzwall gegen das Andringen des tosenden, „bullernden" Meeres. Allmählich aber soll der Wald vom Meere verschlungen sein; er versumpfte im Laufe der Jahre, und aus dem schlammigen Boden wuchsen dann große Mengen Rohrkolben empor, welche auch „bullern", wenn der Wind sie gegen einander schlägt, und deshalb „Bullerbeisen" heißen. — Auch erzählt man, daß Claus Störtebecker in der Bullerhürn eine Höhle oder „Hüln" besessen habe, die aber nach seinem Tode nicht wieder gefunden sei; deshalb könne der Seeräuber keine Ruhe im Grabe finden und müsse in der Meeresbucht spuken oder „bullern". Vgl. unten Nr. 205. Alle diese volkstümlichen Deutungen sind hierher gesetzt, um zu zeigen, wie geschäftig die Volksphantasie bei solchen Deutungsversuchen ist. In Wirklichkeit wird der erste Teil des Namens mit dem Heulen, Rauschen oder „Bullern" der See zusammenhängen. Für den zweiten Teil erinnere ich an den Ufervorsprung Königshürn auf Jasmund, an die Bucht Klemmhürn auf Hiddensee, an die Waldung Schellhorn, die Lieperhörn

und an die Flurnamen Grot Hürn und Unhürn bei Bergen: alle diese Namen scheinen von dem hornförmig gebogenen Gelände entlehnt zu sein. Auch der Name der Roggeniker Berge in der westlichen Granitz wird von Beyersdorf in den Balt. Stud. 33, 1, S. 56 auf slavisch rogu Horn, Bergecke zurückgeführt. Daß das hohle Rauschen der See früher als „Bullern" bezeichnet wurde, dafür bringt Pennse folgendes Schlummerlied bei:

Schumm schumm, schumm schumm, Hinsching,
Wur bullert dull de See!
Varring halt uns Finsching,
Em dohn de Hänn' weh.
Uns' Lüdding sall em pusten,
Uns' Lüdding sall em slahn.
Slap in, min Schriegerracker,
Wenn he will weche gahn.

19. Der wilde Jäger und die Seejungfrau.

Ein Fischer aus Binz stand eines Nachts an dem Schmachter-See und wollte fischen. Da tauchte plötzlich eine Seejungfrau empor, die war halb Fisch und halb Mensch und dabei ganz nackt. Noch ganz verwundert über die seltsame Erscheinung, erblickte er mit einem Male den wilden Jäger durch die Luft daher ziehen. Derselbe legte auf die Seejungfrau an und erschoß sie, so daß sie sofort tot in die Tiefe zurücksank und seit der Zeit nie wieder gesehen worden ist.

Jahn: Volkssagen Nr. 4 nach mündlicher Mitteilung aus Binz.

20. Der Nachtjäger erschreckt mehrere Bauern.

An der Stelle, wo sich der von Neuenkirchen kommende Weg nach Schweikvitz und Cartzitz hin verzweigt, soll der Nachtjäger sein Unwesen treiben. Einst hatten Lüßmitzer Bauern in der Nähe dieser Stelle gearbeitet, und als es dunkel wurde, spannten sie die Pferde aus, um sie während der Nacht auf dem Felde zu hüten. Sie selbst legten sich in eine Hocke, um ein wenig zu schlafen. Aber kaum hatten sie sich niedergelegt, so er-

schien der Nachtjäger, von zwei Hunden begleitet; die Hunde hatten von Feuer glühende Zungen, und wenn sie bellten, spieen sie helles Feuer aus. Dabei erscholl fortwährend der Ruf:

Holl'n Middelweg!
Holl'n Middelweg:
Denn biten mine Hunn' di nich.

So sauste der Nachtjäger quer über die Hocke hinweg, in welcher die Bauern lagen.

Mündlich aus Neuenkirchen.

21. Der Nachtjäger bei der Udarser Mühle.

In der Nähe der Udarser Mühle soll der Nachtjäger umgehen und nächtlicher Weile sein Unwesen treiben. Einst hörte ein Müllergeselle, welcher sich während der Nacht auf der Mühle befand, wie der Nachtjäger draußen mit heftigem Getöse und lautem „Tihoh!“ einherzog. Da der Geselle schon viel von dem unheimlichen Treiben des Nachtjägers gehört hatte und seine nähere Bekanntschaft zu machen wünschte, so trat er auf den Mühlensteg hinaus und stimmte lustig mit ein in den wilden Lärm. Alsbald ließ sich eine Stimme vernehmen, welche rief:

Hest du mitjagt,
Kannst du ok mitfräten!

Und gleichzeitig wurde dem Gesellen ein Frauenbein zugeworfen, welches mit einem roten Schuh bekleidet war. Der Geselle, welcher sich nun schleunigst in die Mühle zurückzog, soll das Bein am andern Morgen unter dem Mühlensteg eingescharrt haben.

Mündlich aus Bergen a. R.



III.

Teufel, Drache und Puk.

22. Das Aussehen des Teufels.

Der Teufel ist von schwarzer Farbe. Er hat einen Pferdefuß, der andere Fuß gleicht entweder einem gewöhnlichen Menschenfuße oder ist ein Hahnenfuß mit Sporn. Auf dem Kopfe trägt der Teufel Hörner, und am Gesäß einen langen Schwanz, welcher einem Kuhschwanz ähnlich sieht. Für gewöhnlich ist er unbekleidet; höchstens trägt er an den Füßen alte Schlurren (abgetragene Hausschuhe). Wenn der Teufel den Mund aufmacht, speit er Feuer. Im Dunkeln leuchtet er, oder wenigstens scheinen seine Augen feurigen Kugeln zu gleichen. Wenn er einen Menschen ergreifen und mit sich fortführen will, verwandelt er sich in einen feinen, vornehm aussehenden Herrn mit schwarzem Frack und Zylinder. Er hat aber auch die Macht, sich unsichtbar für das menschliche Auge zu machen.

Mündlich. Vgl. Blätter für Pom. Volkskunde VI S. 175.

23. Die Freimaurer.

Die Freimaurer haben mit dem Teufel einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser ihnen Geld ver-

schafft, damit sie vergnügt leben können. In dem Hause, wo sich die Freimaurer versammeln, befindet sich ein Sarg, und in demselben liegt eine Katze; das ist der Teufel. Wer in den Bund der Freimaurer aufgenommen werden will, muß sich in den schwarz ausgeschlagenen Sarg legen, welcher alsdann in eine tiefe Gruft hinabgesenkt wird. Hier muß der Aufzunehmende schwören, daß er die Satzungen der Gesellschaft gewissenhaft beobachten und vor jedermann geheim halten will.

Ein verheirateter Mann kann nur dann Mitglied der Genossenschaft werden, wenn seine Frau ihre Einwilligung dazu gibt. Einstmals wollte eine Frau nicht darein willigen, daß ihr Mann Freimaurer würde. Da befahlen ihr die Freimaurer, sie solle sich die Bilder in dem roten Saale ansehen. Sie tat es und fand auch das Bild ihres Mannes. Darauf sagte man ihr, sie solle ihren Mann mit einer Stecknadel durchstechen. Sie tat es; als sie aber nach Hause kam, fand sie ihren Mann tot im Lehnstuhl sitzend, seine Schläfe mit einem Nagel durchbohrt.

Mit dem Sterben der Freimaurer hat es auch sonst seine besondere Bewandtnis. Sie können nämlich nicht im Bette sterben, sondern nur sitzend oder stehend. Jeder Freimaurer kann es dem Genossen von der Stirn ablesen, wann er sterben muß; ihr Tod aber tritt in der Regel schnell und plötzlich ein.

Mündlich.

24. Der Teufel holt einen Knecht, der seine Gestalt angenommen hat.

An einem Weihnachtsabende verkleideten sich sechs Knechte in Libnitz, um im Dorfe herumzuziehen und die

kleinen Kinder ängstlich zu machen. Einer der Knechte nahm eine trockene Kuhhaut, an welcher noch die Hörner saßen, um den Leib und steckte eine Zunderbüchse mit brennendem Zunder in den Mund; nach dieser Verkleidung sollte man ihn für den Teufel halten. — Als sie nun durch die Koppel beim Gutshofe gingen, bemerkten sie plötzlich, daß ihrer sieben waren; es befand sich einer unter ihnen, den niemand kannte. Kaum waren sie sich dessen bewußt geworden, so wurden sie von großer Angst befallen und stoben nach allen Richtungen auseinander. Der Knecht in der Kuhhaut, welcher nach dem Hofe zu lief, merkte, daß der Fremde ihm dicht auf den Fersen war, er lief daher, so schnell ihn seine Füße tragen wollten; als er aber den Gutshof eben erreicht hatte, sank er tot nieder. Das war die Strafe dafür, daß er die Gestalt des Bösen angenommen hatte.

Mündlich. — Es war eine früher in Neuvorpommern weit verbreitete Sitte, daß sich zu Weihnachten eine Anzahl Knechte verkleidete und im Dorfe herumging oder auch zum Nachbargute wanderte. Diese Leute hießen „Rumpreckers", ein Wort, welches entweder aus „Ruprechte" oder aus „Rumtreckers" d. i. Herumziehende oder auch durch Vermischung der beiden Worte entstanden ist. Vgl. auch Sundine 1832 S. 15.

25. Die versteckten Pferdezäume.

Auf einem rügenschen Gute war ein Kutscher, der sein Geschäft außerordentlich gut verstand. War er mit seinem Herrn zu irgend einer Gesellschaft gefahren und die Kutscher bekamen Ordre anzuspannen, so war er immer der erste vor der Tür. Dadurch erregte er natürlich den Neid der anderen Kutscher, und eines Tages beschlossen dieselben, ihm einen Streich zu spielen. Das nächste Mal, als sie wieder zusammen waren, versteckten sie die Zäume von Johanns Pferden. Als nun Ordre kam an-

zuspannen, vermißte Johann sogleich seine Zäume. Als er aber die schadenfrohen Gesichter der andern Kutscher sah, merkte er sogleich, „was die Glocke geschlagen hatte.“ Er suchte daher nicht erst lange nach den Zäumen, sondern schirrte seine Pferde schnell auf und war, wie immer, der erste vor der Tür. Als sein Herr eingestiegen war, fuhr er lustig ohne Zäume nach Hause. Als er seine Pferde in den Stall gebracht hatte, riegelte er diesen hinter sich zu und fing an, seine Pferde furchtbar mit der Peitsche zu bearbeiten; diese schienen es jedoch garnicht zu fühlen.

Am andern Morgen bekam Johann Befehl anzuspannen; da ging er zu seinem Herrn, erzählte ihm den ganzen Vorfall vom vergangenen Abend und bat ihn, noch eine halbe Stunde zu warten, dann würden die Zäume zurückkommen. Damit war der Herr einverstanden; und wirklich, kaum war eine halbe Stunde verflossen, so kam ein junger Kutscher, welcher die Zäume versteckt hatte, atemlos auf den Hof gerannt, beide Zäume auf dem Arm tragend. Schon von weitem bat er unter kläglichem Gewinsel, Johann möge doch aufhören zu schlagen; er habe die ganze Nacht hindurch Schläge bekommen und könne es vor Schmerz nicht mehr aushalten. Es waren nämlich alle die Hiebe, welche die Pferde bekommen hatten, auf den Rücken des Kutschers gefallen. Als Johann seine Zäume wieder hatte, ließ er denn auch Gnade vor Recht gehen und hörte auf zu prügeln.

Mitgeteilt aus Gingst.

26. Düwels Botterfatt.

Zwischen den Kirchdörfern Gustow und Poseritz liegt in der Nähe der alten Landstraße, die von Garz nach Altefähr führt, ein Erdloch, welches im Volksmunde

„Düwels Botterfatt" heißt. Woher der Name stammt, erzählt uns eine alte Sage.

Vor grauen Zeiten wollte eine Katenfrau in Warksow buttern. Einen halben Tag stand sie schon am Butterfaß; aber Butter gab es nicht. Zornig packte sie ihr Butterfaß, rannte damit zu der bezeichneten Grube, in der damals noch eine größere Menge Wasser war, setzte das Faß hinein und butterte weiter bis zum sinkenden Abend. Der Schweiß rann ihr am Leibe herunter, aber einen Erfolg ihrer Arbeit sah sie noch immer nicht. Ärgerlich rief sie endlich aus: „Dor mag de Düwel länger bottern!" Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, da stand der Angerufene auch schon neben ihr, mit Schwanz, Hörnern, Pferdefuß und den sonstigen Attributen seiner höllischen Majestät geschmückt und einen durchdringenden Schwefelgeruch um sich verbreitend. Mit teuflisch freundlichem Grinsen nahm er ihr den Stampfer aus der vor schaudernden Entsetzen krampfhaft sich spreizenden Hand, und im Augenblick war Butter da. Als Lohn für seine Arbeit nahm der Teufel die arme Seele direkt aus der Grube mit sich zur Hölle hinab. Die Grube aber heißt seitdem bis auf den heutigen Tag „Düwels Botterfatt".

Pommersche Volksrundschau I Nr. 56. Vgl. K. Dalmer: Dre Rügensche Lööschens, Stralsund 1872, S. 10 ff.

27. Ein Schiffsjunge bewirkt eine schnelle Schiffahrt.

Ein Schiffer war unterwegs auf See. Zu Hause sollte gerade sein jüngstes Söhnchen getauft werden, und weil er nicht dabei sein konnte, so war er recht verdrießlicher Stimmung. Der Junge, welcher mit auf dem

Schiffe war, hatte unter der schlechten Laune des Schiffers schwer zu leiden; endlich aber faßte er sich ein Herz und fragte; „Schipper, wat fehlt Di?“ Der erwiderte barschen Tones: „Ih, Jung, wat geht Di 't an; du kannst mi jo doch nich helpen.“ Der Junge aber sprach: „Dat kem dor doch noch up an, ob ick nich helpen künn. Irst öwer möt ick weten, wuran dat dat liggt.“ Da erzählte der Schiffer, bei ihm zu Hause sei Kindtaufe, und er könne nicht dabei sein, da ihm der Wind seit acht Tagen beständig entgegen sei. „Na, wenn't wieder nicks is,“ versetzte der Junge, „dat willen wi woll kriegen!“ Alsbald zog er seine Jacke aus und warf sie über Bord. Kaum aber war das geschehen, so schlug der Wind pötzlich um und kam dem Schiffe von hinten in die Segel, daß es ging, wie mit dem Flitzbogen geschossen. Und das merkwürdigste dabei war, daß alle anderen Schiffe, welche unterwegs sichtbar wurden, entgegengesetzten Wind hatten und viel langsamer fuhren, während der Schiffer und der Junge dahinfuhren, daß ihnen die Haare auf dem Kopfe nur so wehten. Sie kamen denn auch so rechtzeitig im Hafen an, daß der Schiffer noch an der Taufe seines Sohnes teilnehmen konnte. Den Jungen aber entließ er aus dem Dienste, sobald er an Land gekommen war; denn er sah ein, daß es bei ihm nicht mit rechten Dingen zuging.

Mündlich aus Neuenkirchen.

28. Der Teufel und die Kartenspieler.

In früheren Jahrzehnten war das Kartenspiel eine weit verbreitete Leidenschaft. Wo eine richtige Spielergesellschaft beisammen war, wurde nicht allein die Nacht hindurch gespielt, sondern das Spiel wurde oft zwei bis

drei Tage und Nächte hinter einander fortgesetzt. Besonnenere Leute konnten sich diese Spielwut nicht anders erklären, als daß sie meinten, der Teufel selbst habe seine Hand dabei im Spiele; man glaubte, der Gewinner habe den Teufel unter der Türschwelle hindurch eingelassen, und das Spiel könne nun nicht eher sein Ende finden, als bis der Teufel gebannt sei. Das war aber nicht so leicht, denn wenn der Teufel auch einmal hinausgedrängt wurde oder auch freiwillig hinausging, so kam er doch immer wieder hinein. Und wenn die Spieler nun auch selbst gerne aufgehört hätten, so konnten sie es doch nicht, sondern mußten auch gegen ihren Willen weiter spielen. Vielfach hat man sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß man den Pastor herbeirief und durch ihn den Teufel bannen ließ.

Mündlich aus Bergen.

29. As de Jäger Jonas Em (sc. den Düwel) sehn härr.

As de Buren to Krog gahn wiren, funn sich dor ok de Jäger Jonas vont Schlott (Schloß) in, un de ollen Buren frögen Jonassen: „Segg Hei mal, het Hei Em ok all seihn?“ — „Ja woll,“ säd Jonas, „wat wull ick Em noch nich sehn hebben!“ — „Na, wur het Hei Em denn sehn?“ frogen de Buren. Un nu vertällt de Jäger.

Ick was Dags up Jagd west, herr enen Hasen schaten und kamm awlings (Abends), as ick to Hus gahn wull, vört Dörp an d' Dreiling (Drei-Wege-Mal). As ick upsach, züh! dor stunn Hei und säd to mi: „Guten Abend, mein lieber Jonas! Wohin, woher?“ — „To Dank!“ antwurt' ick Em. „Ick bün up Jagd

weſt un heww enen Haſen ſchaten; ick will nu to Hus gahn.“ — „Was hat Er denn da auf der Schulter hängen?“ frog Hei mi. — Ick ſäd: „Herr, dat is min Pip.“ — „Kann man denn aus der Pfeife auch rauchen?“ — „Ja wol!“ — „Nun, mein lieber Jonas, dann laß Er mich daraus einmal rauchen!“ ſäd Hei. Ick gaww Em alſo den Loop int Muul un börr Em unner ornlich ees Füer. Dor lagg de Kirl langsdal up'n Rücken. Hei was öwer gliekſ wedder öwer End un ſprok: „Mein lieber Jonas, ſein Tabak iſt ſehr ſtark!“ As Hei dit ſpraken härr, was Hei weg, un ick heww Em nahſten nie wedder ſehn.

G. Muhrbeck: Rüganä Dörpgeſchichten. — Dies iſt eine etwa 50 Jahre alte, handſchriftliche Aufzeichnung, welche ein Tiermärchen und zwei Schwänke enthält. Die Orthographie des Originals iſt abgeändert worden.

30. Der Teufel als Feuerdrache.

I.

Wenn man den Drak fliegen ſieht, muß man ihm zurufen: Deuwel, ſchmiet dal, wat du heſt laden! Dieſe Worte muß man, unter freiem Himmel ſtehend, ſprechen; aber in demſelben Moment muß man auch ſchon wieder „unter Dach und Fach“ ſein, ſonſt wirft der Drak keine Schätze, ſondern allerlei Unrat herab.

Mündlich aus Bergen.

II.

Viele Leute, welche des Nachts im Freien waren, haben den Feuerdrachen ſchon geſehen, wie er mit langem Schweife langſam durch die Lüfte dahin zog. Das iſt

aber kein anderer als der Teufel selbst. Wenn man sich gerade unter dem Drachen befindet und ausruft:

Schmiet dal;
Hal mihr!

so wirft er, falls man ein Kreuz auf dem Kopfe hat, einen Haufen Goldes oder andere Schätze herunter; hat man aber kein Kreuz auf dem Kopfe, so wird man mit eklem Schmutze beworfen, der sich im ganzen Leben nicht wieder abwaschen läßt.

Man erzählt sich auch, manche Leute hätten einen solchen Feuerdrachen im Hause und ließen sich von diesem alle die Schätze bringen, welche sie haben wollten. Dafür müssen sich solche Leute aber verpflichten, nach Ablauf einer gewissen Zeit dem Drachen oder Teufel anzugehören.

Einst wollte ein Mann, der sich einen solchen Feuerdrachen hielt, seiner Verpflichtung nicht nachkommen. Da erschien der Teufel, fuhr dem Manne zwischen die Beine und hob ihn auf seinen Schwanz. Sodann rannte er mit ihm gegen eine Mauer und zertrümmerte ihm den Schädel, daß das Gehirn nur so umherspritzte. Die Seele des Mannes aber nahm der Teufel mit.

Mündlich aus Trent.

31. Drak besorgt die Hauswirtschaft.

Die Bewohner des Dorfes Zirkow haben oft Gelegenheit, den Drak zu sehen. In feuriger Gestalt und mit zwei feurigen Flügeln versehen, fliegt er über das Dorf dahin und fährt dann regelmäßig in den Schornstein eines Kossäten zu Zirkow hinein, dem er bei der Arbeit zu helfen und die Wirtschaft zu besorgen pflegt.

Der alte Kossät hält seine Stallungen stets geschlossen, und niemand darf hineingehen, um seine Pferde

und Kühe zu füttern oder um Korn zu dreschen oder andere Arbeiten zu verrichten. Das alles tut der Drak, und man sagt, daß er es aufs genaueste ausrichte und für seinen Herrn reichlich sorge.

Mitgeteilt von H. Guth. — Vgl. Jahn Nr. 129.

32. Der Puk.

Wer einen Puk in seinen Diensten hat, braucht nicht Not zu leiden. Denn derselbe trägt seinem Herrn soviel Geld zu, als er nur irgend wünscht und braucht. Selten kommt es vor, daß er seinen Herrn anführt, wenn er ihm z. B. statt Geld ekelhaften Schmutz bringt. Wenn der Puk auf Raub ausgeht, so hat er entweder die Gestalt einer Katze, oder er geht als Feuerdrache zum Schornstein hinaus. Die Gestalt der Katze zieht er jedoch vor, da die Katze überall, selbst durch die kleinsten Oeffnungen, aus- und einschlüpfen kann. Im Hause sieht man den Puk meist als kleinen Knaben mit roter Jacke und Mütze.

Einen Puk verschafft man sich dadurch, daß man in der Neujahrsnacht über sieben Feldgrenzen rückwärts geht, ohne sich umzusehen und ohne zu sprechen. — Wer seinen Puk wieder los sein will, muß von einem Stiefel die Sohle abschneiden und dem Puk befehlen, diesen Stiefel mit Geld zu füllen. Sobald der Puk merkt, daß er den Auftrag nicht ausführen kann, verläßt er seinen Herrn.

Diejenigen, welche sich einen Puk dienstbar gemacht haben, müssen vor allen Dingen darauf bedacht sein, ihm genügend Arbeit zu verschaffen; sonst werden sie fortwährend von ihm geplagt: er sitzt ihnen unsichtbar auf dem Rücken, prügelt sie und zerrauft ihnen das Haar.

Selbst des Nachts läßt er seinem Herrn keine Ruhe, sondern kommt vor sein Bett und winselt da wie ein kleiner Hund.

Mündlich.

33. Puk wird ausgebrütet.

Es war einmal ein armer Mann, der wollte gerne reich werden. Als er seine Nachbarn fragte, wie er das anzufangen habe, rieten ihm diese, sich einen Puk anzuschaffen, und das könne er auf folgende Art bewerkstelligen: Er müsse ein von einer schwarzen Henne um Mitternacht gelegtes Ei nehmen und sich mit diesem acht Tage lang an einer Stelle, wohin weder Sonne noch Mond scheine, verbergen; dann werde aus dem Ei ein Puk hervorkriechen. Der Mann verschaffte sich nun ein schwarzes Huhn, und als ihm dasselbe um Mitternacht ein Ei gelegt hatte, begab er sich mit diesem in den Swiner Wald. Aber schon nach drei Tagen wurde er von den Hunden eines Jägers aufgespürt, und als er zu entfliehen suchte, zerbrach das Ei.

Nach zwei Jahren legte ihm dieselbe Henne wieder um Mitternacht ein Ei, und mit diesem verfuhr er, wie mit dem ersten. Und diesmal glückte es besser, denn nach sieben Tagen kroch aus dem Ei ein kleines Männlein mit einer Mütze auf dem Kopfe hervor; die Füße des Männleins waren aber noch nicht ganz entwickelt. Hierüber befragt, erwiderte der Kleine, er sei erst nach einem Tage vollständig reif; bis dahin müsse ihn der Mann in seiner Achselhöhle tragen. Das tat der Mann auch, aber der Puk — denn ein solcher war es — biß ihn so sehr, daß der Mann seine Arme in die Höhe strecken mußte. Am folgenden Tag war der Puk völlig ausge-

wachsen, er forderte jedoch noch für drei Tage Nahrung von dem Manne. Da dieser sich nun aber bloß auf acht Tage mit Lebensmitteln versehen hatte, so reichte der Vorrat für ihn und den Puk nicht mehr so lange aus. Als der Puk das merkte, zerkratzte er dem Manne das ganze Gesicht, worauf dieser weglief. Der Puk aber ist nicht mehr gesehen worden.

Mündlich aus Bergen. Mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

34. Puk bekommt am Neujahrsabend Kuchen.

Eine Arbeiterfrau in Bergen hat einen Puk auf dem Hausboden wohnen. Jeden Neujahrsabend backt sie für ihre Kinder Kartoffelkuchen; den ersten Kuchen aber, welcher fertig wird, schickt sie nach dem Boden hinauf für den Puk, der ihn denn auch regelmäßig bis zum nächsten Morgen verzehrt hat.

Mündlich aus Bergen. — Auf die Wichtigkeit dieser Sage, nach welcher der Puk noch im Kult fortlebt, macht W. Schwartz in den Prot. der Generalvers. des Gesamtvereins zu Schwerin 1890 S. 136 aufmerksam. Vgl. außerdem Knoop: Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern, Posen 1885, Nr. 159 u. 255. Jahn Nr. 147 und Knorrn: Gebräuche Nr. 102, 8 in Balt. Stud. 33 S. 126.

35. Puk schafft Eßwaren herbei.

Eines Abends zu später Stunde klopfte ein Handwerksbursche bei einer Frau in Lauterbach an die Tür und bat um ein Stück Brot und Quartier für die Nacht. Die Frau wies ihn mit harten Worten ab. Da sich der Handwerksbursche nun aber vor Müdigkeit nicht weiter schleppen konnte, schlich er sich unbemerkt auf den Heuboden, um wenigstens ein bequemes Nachtlager zu haben. Der Heuboden befand sich gerade über der Wohnstube der

Frau, und da die Decke, welche die beiden Räume von einander trennte, sehr undicht war, so konnte der Handwerksbursche durch zahlreiche Spalten und Ritzen alle Vorgänge unten in der Stube wahrnehmen. Kurz vor der Mitternachtsstunde bemerkte er, wie die Frau verschiedene Tonnen und Kisten vom Flur in die Stube schaffte; alle waren leer. Als es zwölf Uhr schlug, trat ein Puk in Gestalt eines kleinen Männleins ins Zimmer. Sobald er eingetreten war, rief er der Frau zu: Dat kiekt! Dat kiekt! Schon glaubte sich der Handwerksbursche entdeckt, aber zu seinem Glücke beruhigte die Frau den Puk, indem sie sagte, es sei niemand im Hause, also könne auch niemand sehen. Darauf erteilte sie dem Puk den Auftrag, die leeren Gefäße mit Eßwaren zu füllen. Der Puk kam dem Auftrage nach, und in kurzer Zeit waren Tonnen und Kisten mit Brot, Butter, Speck, Wurst, Grütze, Mehl und anderen schönen Sachen angefüllt. Um ein Uhr verschwand der Puk, und nun begab sich auch die Frau zur Ruhe. Der Handwerksbursche schlich sich erst am anderen Morgen aus dem Hause fort.

Mitgeteilt von O. Haas.

36. Puk besorgt ein Mittagessen.

Eine Bäuerin, welche einen Puk in ihren Diensten hatte, mochte eines Tages kein Mittagessen kochen. Da erinnerte sie sich, gehört zu haben, daß viele Frauen sich das Mittagsbrot durch ihren Puk besorgen ließen. Das wollte die Bäuerin nun auch einmal versuchen. Sie rief also ihren Puk und sagte zu ihm: „Puk, kak mi Meddag!" Als der Puk darauf fragte, was für ein Mittagessen sie haben wolle, antwortete sie: „Schwartsuer". Da sprach

der Puk: „Kumm un holl de Schöddel unner'n Schodsteen!" Die Bäuerin tat es auch, und alsbald fiel das schönste Schwarzsauer in die Schüssel. Dies stellte die Bäuerin mittags auf den Tisch. Da fragte der Bauer, wo sie das schöne Schwarzsauer herbekommen hätte; sie erwiderte, sie hätte es von einem Schlächter gekauft. Der Mann langte nun zu, aber als er das Schwarzsauer auf den Teller gebracht hatte, waren es lauter Ratten- und Mäuseschwänze.

Mündlich aus Trent.

37. Puk hilft beim Weben.

In Woorke lebte eine Weberin, die Frau eines Großknechtes; die hatte immer viel zu weben. Da sie die viele Arbeit nicht mehr allein beschaffen konnte, so hielt sie sich einen Puk, der ihr beim Weben fleißig half. Dafür mußte die Frau ihn aber auch tüchtig füttern. Einige Leute haben den Puk gesehen, wie er auf dem Webeseile saß als kleiner Junge in rotem Kleide und mit einer gewöhnlichen Zipfelmütze angetan.

Mündlich.

38. Puk will sich nicht revidieren lassen.

Ein Knecht, welcher auf einem größeren Gute diente, hatte einen Puk. Die Folge davon war, daß seine Pferde stets in besserem Futterzustande waren, als die Pferde der übrigen Knechte, obgleich allen dasselbe Futter überwiesen wurde. Eines Tages begab sich der Gutsherr in den Stall, um nachzusehen, was die Pferde in der Krippe hätten. Als er aber an die Pferde des vorerwähnten Knechtes kam, erhielt er plötzlich eine derbe Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging. Das

hatte der Puk getan, weil er sich nicht revidieren lassen wollte.

Mündlich aus Bergen.

39. Puk bestraft einen Knecht.

Ein Knecht, welcher im Begriff war, Häcksel für die Pferde zu schneiden, holte sich anstatt einer Strohgarbe, wie ihm der Herr befohlen hatte, eine Garbe reinen Hafers und legte dieselbe in die Schneidelade. Eben wollte er anfangen zu schneiden, da bekam er einen derben Schlag auf die Hand, sodaß er das Messer fallen lassen mußte. Das hatte der Puk getan, um den Knecht für seinen Ungehorsam zu strafen.

Mündlich aus Bergen.

40. Puk wird durch Schläge vertrieben.

Auf dem Ralswieker Hofe wohnte ein Mann, welcher einen Puk hatte. Dieser half ihm bei jeder Arbeit, und der Mann war dadurch allmählich reich und wohlhabend geworden. Aber da der Puk ihn fortwährend wegen neuer Arbeit quälte, so wollte er sich desselben entledigen. Er verließ daher seine Wohnung und verzog nach Sehlen, indem er den Puk in der alten Behausung zu Ralswiek zurückließ. Hier zog ein anderer Katenmann ein, welcher bald Bekanntschaft mit dem Puk machen mußte. Schon nach vier Tagen ließ sich oben auf dem Hausboden ein heftiges Gepolter hören, und als der neue Mieter hinaufstieg, um sich nach der Ursache des Geräusches umzusehen, trat der Puk vor ihn hin und verlangte Arbeit von ihm. Der Mann stellte ihm auch eine Aufgabe; kaum aber war dieselbe ausgeführt, so erschien der Puk von neuem und verlangte andere Arbeit. Da trieb ihn

der Mann in eine Ecke und machte Anstalt, ihn durch-zuprügeln. Aber der Puk schrie aus vollem Halse und rief dadurch eine Menge Leute herbei, welche ihn immer mehr in die Enge trieben und zuletzt zwischen die Tür klemmten. Nun bekam er ganz fürchterliche Prügel, und da er nicht von der Stelle konnte, versprach er zuletzt, nie wieder nach Ralswiek kommen zu wollen. Hierauf kroch er unter der Türschwelle durch und hat sich in Ralswiek nicht wieder sehen lassen.

Mündlich aus Bergen.

41. Puk wird durch ein Geschenk vertrieben.

Eine Frau hatte einen kleinen Jungen, der seine Mutter öfters fragte, ob er nicht auf den Hausboden gehen könne, um dort zu spielen. Da sich diese Bitte oft wiederholte, so bekam die Mutter eines Tages Lust zu sehen, was ihr Sohn dort oben treibe. Sie schlich ihm also nach und sah nun, wie er mit einem kleinen Knaben in rotem Kleide und roter Zipfelmütze spielte. Und dabei sah er ganz vergnügt aus, denn der Puk hatte ihm alle erdenklichen Spielsachen mitgebracht. Die Frau erschrak über diese Entdeckung ganz gewaltig, aber sie wußte sich zu helfen. Sie hatte immer gehört, wenn man dem Puk ein Kleidungsstück schenke, so müsse er verschwinden. Sie sagte also zu ihrem Sohne: „Das neue Kleid, welches ich dir kürzlich geschenkt habe, das nimm und gib es dem kleinen Knaben, mit dem du immer gespielt hast.“ Der Puk nahm das Kleid auch wirklich an, zugleich aber gab er dem Knaben eine solche schallende Ohrfeige, daß der es sein Leben lang nicht wieder vergaß. Der Puk aber hat sich seitdem niemals wieder sehen lassen.

Mündlich.

42. Ein Mädchen tötet ihren Puk.

Auf einem Gutshofe lebte ein Mädchen, das hatte einen Puk, welcher ihr bei jeder Arbeit hilfreiche Dienste leistete. Schon oft hatte er das Mädchen gefragt, wie es heiße; sie hatte es ihm aber niemals sagen wollen, da sie sich vor ihm fürchtete. Als er aber nicht aufhörte, sie mit Fragen zu bestürmen, sagte sie, sie heiße: „Sülstdaun" (d. i. Selbsttun oder Selbstgetan). Einige Zeit später beschloß das Mädchen, den Puk zu töten, da sie desselben überdrüssig war. Sie kochte daher einen Kessel Mehlgrütze und warf den Puk hinein. Der schrie aber so jämmerlich, daß die Leute zusammenkamen und ihn fragten, wer ihn da hineingebracht hätte. Als der Puk nun immerfort rief: „Sülstdaun! Sülstdaun!" gingen die Leute davon und ließen ihn in dem Kessel umkommen.

Mündlich aus Bergen.



IV.

Schatzsagen.

43. Vergrabene Schätze rücken.

Alle Schätze, welche in der Erde vergraben liegen, rücken mit jedem Jahr einen Hahnenschritt weiter nach Norden. Wenn daher Schätze — wie es ja meist der Fall ist — Jahrhunderte lang in der Erde liegen, bevor sie wieder ans Tageslicht kommen, sind sie meist mehrere hundert Ellen von der Stelle entfernt, wo sie ursprünglich eingegraben sind.

Mündlich aus Bergen.

44. Auf welche Weise Schätze gehoben werden.

Wenn man einen Schatz brennen sieht, muß man schnell irgendeinen Gegenstand in die Flamme werfen; dadurch wird das Geld an die Oberfläche der Erde gebannt und kann am folgenden Tage eingesammelt werden. Am sichersten ist es, wenn man ein Beil in die Flamme wirft. Aber dabei muß große Vorsicht angewendet werden, und der Werfende muß schleunigst seitwärts springen und davonlaufen; sonst fliegt das Beil zurück und erschlägt

ihn. Weniger gefährlich ist es, wenn man ein Tuch, einen Beutel oder ein Kleidungsstück in die Flamme wirft; aber schnelles Davonlaufen ist auch hierbei ratsam. Am folgenden Tage findet man dann den Schatz oder wenigstens einen Teil desselben in das betreffende Kleidungsstück eingewickelt.

Mündlich aus Bergen.

45. Hebung eines Schatzes.

Ein Mann ging eines Abends auf der Landstraße, welche durch einen Wald führte. Plötzlich sah er in einem Baume ein helles Licht brennen; er merkte sogleich, daß ein Schatz an der Stelle vergraben sei, von welchem das Licht ausgehe; und da er immer gehört hatte, daß man etwas auf die Flammen werfen müsse, wenn man den Schatz heben wolle, so warf er seine Axt, die er zufällig bei sich hatte, in die Flamme. Zugleich aber verbarg er sich hinter einem anderen Baum; sonst hätte ihn die Axt, die von dem brennenden Baume abprallte und zurückflog, getroffen. An der Stelle, wo die Flamme gebrannt hatte, fand der Mann eine goldene Wiege vor, von welcher er einen Gängel abgeworfen hatte. Er nahm die Wiege samt dem Gängel mit nach Hause und wurde durch den Verkauf derselben ein steinreicher Mann.

Mündlich aus Bergen. Mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

46. Becher in der Garzer Kirche.

Südlich von der Stadt Garz liegen die Reste des alten Burgwalles, welcher die ehemalige Feste Charenza umgab. In diesem Walle fand sich vor undenklichen Zeiten eine Höhle, in welcher ein Becher aus purem

Golde von einem schwarzen Hunde mit flammenden Augen bewacht wurde. Niemand konnte den kostbaren Becher von dort heraufholen; endlich fand sich ein beherzter Mann, der Mut genug hatte, in die Höhle einzudringen. Trotz des grimmig knurrenden Ungetüms ging er festen Schrittes auf den hellstrahlenden Becher los und ergriff ihn mit seiner Rechten. Da fuhr der Hund auf ihn los, um ihn zu packen und zu zerreißen. Zum Glück für den Mann hatte der Hund aber einen zu stürmischen Anlauf genommen und verfehlte sein Ziel. So gewann der kühne Eindringling Zeit, mit seiner Beute glücklich zu entkommen. Der Becher wird noch heutigen Tages in der Kirche zu Garz (Wendorf) aufbewahrt und gebraucht.

Mündlich aus Dorf Zudar.

47. Der brennende Schatz zu Nadelitz.

Ein Besitzer von Nadelitz sah eines Nachts um 12 Uhr vor dem Torweg seines Gutes ein Feuer glühen. Schnell weckte er einen seiner Knechte, und nachdem dieser einen Spaten genommen hatte, fingen sie an, das Feuer auszugraben, denn sie wußten wohl, daß das glühende Feuer einen in der Erde verborgenen Schatz anzeige, und den wollten sie heben. Bald erschienen allerlei Gestalten, welche die beiden zum Sprechen bringen wollten; sie ließen sich aber nicht dazu verleiten, um nicht das ganze Unternehmen scheitern zu sehen. Endlich war die Arbeit vollendet, und eben wollten sie das Feuer herausheben, da schien es plötzlich, als ob der ganze Hof in Flammen stände. Voller Schrecken rief der Herr aus: „Ach, min Söhn!" denn sein Sohn befand sich im Wohnhause. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da

versank das Feuer mit furchtbarer Wucht in die Erde, sodaß ihnen der Schmutz um die Ohren flog.

Mündlich aus Bergen. Mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

48. Der Schatz im Silvitzer Steingrab.

Unter dem Steinhügel bei Silvitz, einem der größten Hünengräber dieser Art auf Rügen, liegt seit uralten Zeiten ein unermeßlicher Schatz vergraben. Gerade weil der Schatz so außerordentlich groß ist, sollen so gewaltige Steinkolosse an der Stelle aufgetürmt sein. Bis jetzt ist es aber noch niemand gelungen, den Schatz zu heben. Vor einem Menschenalter etwa versuchte ein Bauer aus Carow, den Schatz auszugraben; er fand aber nichts als eine Aschenurne und zwei mäßig große Steinbeile. — Ein anderes Mal versuchten es vier Bauern gemeinschaftlich, den Schatz zu heben. Da sie bei ihrer Arbeit Stillschweigen beobachteten, so stießen sie bald auf einen silbernen Sarg. Dieser war aber so schwer, daß sie ihn nicht mit der Kraft ihrer Arme aus der Grube heben konnten. Sie verständigten sich daher durch Zeichen, daß sie Hebel und Stricke anwenden wollten, und als solche zur Stelle geschafft waren, schien ihre Bemühung von Erfolg gekrönt zu sein. Denn schon näherte sich der Sarg immer mehr der Erdoberfläche, da rief einer der Bauern seinem Nachbar zu: „Korl, holl fast! Nu kümmt he.“ In demselben Augenblick versank der Sarg wieder in die Tiefe.

Mündlich.

49. Der dänische Kriegsschatz.

Durch das Gefecht bei Warksow hatte der schwedische Feldherr Graf Königsmark die verbündeten Dänen und

Brandenburger vollständig besiegt. Die Dänen suchten nach Wittow zu entkommen, um von hier zu Schiffe weiter zu fliehen, aber sie wurden von den nachsetzenden Schweden hart verfolgt. Als sie bis Silenz gekommen waren, waren die Feinde ihnen so dicht auf den Fersen, daß sie an ein Entkommen nicht mehr denken konnten. Die flüchtigen Dänen führten aber einen bedeutenden Kriegsschatz mit sich, und um denselben nicht in die Hände der Feinde gelangen zu lassen, versenkten sie ihn in den Teich, welcher hinter dem Dorfe Silenz hart an der alten Landstraße Bergen=Wittow liegt. Ob der Schatz aber je wieder ans Tageslicht gekommen ist, davon gibt die Sage keine Kunde.

R. S(chneide)r: Reisegesellschafter durch Rügen S. 230 f.

50. Die Jungfrau am Waschstein.

I.

Am Fuße des Königsstuhles liegt ein gewaltiger Felsblock, der Waschstein genannt. Auf diesem Steine erscheint alle sieben Jahre, etwa um Johannis herum, bei Tagesanbruch eine junge zarte verwünschte Prinzessin und wäscht Kleider und Leinewand in dem Meere. Wer so glücklich ist, sie anzutreffen, und „Guten Tag, Gott helfe!" zu ihr sagt, der hat die Jungfrau erlöst, und aus Dankbarkeit führt sie ihren Befreier zu den in einer Höhle der Uferschlucht verborgenen Schätzen.

R. S(chneide)r: Der Reisegesellschafter durch Rügen S. 91 f.

II.

Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie eine schöne Jungfrau unten am Waschstein stand und ein blutiges Tuch ins Meer tauchte, um die Blutflecken daraus zu entfernen; aber ihre Mühe war vergeblich.

Da faßte er sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und redete sie an mit den Worten: „Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein?" Die Jungfrau verschwand darauf, aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte.

Wie nun Mitternacht kam, sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu und sprach zu ihm: „Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach!" Damit kehrte sie zwischen die Felsen zurück, und er folgte ihr in eine große weite Höhle, die er vorher noch nie gesehen hatte. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art.

Als der Fischer die noch überschaute, hörte er auf einmal auf der See Ruderschlag, und als er sich darnach umblickte, sah er ein großes schwarzes Schiff nahen. Aus demselben stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler, alter Tracht und alle das Haupt unter dem Arme tragend. Die schritten still und ohne ein Wort zu sprechen in die Höhle hinein und fingen an, in den aufgespeicherten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebecker und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist.

Nachdem sie lange Zeit in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder, und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens der Reichtümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie mitsamt der Höhle verschwunden.

Temme Nr. 211. — Die Sage ist poetisch behandelt von A. von Chamisso, E. H. Freyberg (Pom. Sagen in Balladen und Romanzen, Pasewalk 1836, S. 26 ff.) und in der Sundine 1838, S. 321. Über die Quelle Chamissos handelt Reuschel in der Zeitschr. für vergl. Littgesch. 1900 S. 514 f.

51. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer.

I.

In Rügen hat einst eine Fürstin gelebt, die viele Schätze hatte. Sie fürchtete, daß ihr diese geraubt werden möchten, und sie ließ sie daher in dem Kreidefelsen der Stubbenkammer vergraben. Die Gräber aber ließ sie darauf hinrichten, damit sie nicht verraten sollten, wo die Schätze lägen. Dafür muß sie nun noch immer bei denselben in dem Berge Wache halten.

Alle Jahre am Johannistage kommt sie aus dem Innern des Felsens hervor und setzt sich oben auf den Königsstuhl. Dort wartet sie den ganzen Tag, ob keiner kommen will, die Schätze zu heben und sie zu erlösen. Auf welche Weise das aber geschehen kann, weiß man nicht.

II.

In der Stubbenkammer befindet sich eine große tiefe Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt. Es führt zu derselben ein steiler und schmaler Pfad, der tief in die Felsen hineingeht. In dieser Höhle sitzt eine schwarze Frau. Sie sitzt da schon seit vielen hundert Jahren und ist jetzt auf ewige Zeiten dahin gebannt. Früher bewachte sie einen goldenen Becher, und damals hielt eine weiße Taube oben auf dem Felsen die Wacht. Das ist aber jetzt anders. Denn einstens vor mehr als hundert Jahren kam ein Schiff aus dem Meere; daraus stiegen viele fremde Männer, die fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sei. Und als man sie ihnen gezeigt hatte,



Die Jaromarsburg auf Arkona.



Kreidefelsen v. Arkona mit d. Spalt, in welchem sich ehemals ein Adlerhorst befand.

begaben sie sich dahin mit einem Missetäter, den sie mit sich führten. Dieser war in seiner Heimat zum Tode verurteilt, aber der König hatte ihn begnadigt, wenn er den Becher holen würde, den die schwarze Frau bewachte. Die Männer führten ihn bis auf den Felsenpfad, der zur Höhle geht. Dort lösten sie seine Fesseln, und nun mußte er allein zur Höhle gehen. Er fand sie offen. Die ganze Höhle war voll heißer, heller Flammen, so daß man es vor Hitze nicht darin aushalten konnte. Mitten in diesem Feuer saß unbeweglich die schwarze Frau; sie war ganz in schwarze Kleider gehüllt, und ein schwarzer Schleier hing vor ihrem Gesichte. Neben ihr lag von reinem Golde der Becher, den sie hütete. Der Missetäter schritt zagend, aber doch eilig, um aus diesem Meere von Glut zu entkommen, auf sie zu und langte nach dem Becher. Da bewegte sich die schwarze Frau und sagte mit klagender Stimme zu ihm: „Wähle recht, fremder Mann; wenn du recht wählst, so bin ich auf ewig dein!“ Aber der Missetäter sah nichts als den Becher, den ergriff er und lief eiligst damit fort aus der Höhle, denn er verstand die Worte der Frau nicht und dachte nicht daran, daß er sie selbst hätte nehmen und erlösen sollen. Im Zurückkehren hörte er sie schwer und tief hinter sich seufzen, und sie klagte mit trauriger Stimme: „Wehe mir, nun kann mich keiner mehr erlösen!“ In dem Augenblicke verschwand auch die weiße Taube oben vom Felsen, und an ihrer Stelle sah man einen schwarzen Raben, der dort jetzt die ewige Wacht hält. Die schwarze Frau jammerte aber in der Höhle so laut, daß alle Männer, als der Missetäter ihnen den Becher übergab, sie deutlich hörten. Sie entsetzten sich darüber und trugen, als wenn sie

dadurch die Frau befreien könnten, den Becher in die benachbarte Kirche zu Bobbin, wo er zum ewigen Andenken noch jetzt aufbewahrt wird.

Temme Nr. 210 und 212. — Vgl. Balt. Stud. I S. 338. — Die Sage ist poetisch behandelt von Freyberg S. 19 ff. und im lieben Pommerland I S. 253. — Nach einer anderen Fassung der Sage kam der Becher in die Kirche zu Rappin (Sundine 1842 S. 163 f.).

52. Die verwünschte Prinzessin in der Stubbenkammer.

Im Felsen der Stubbenkammer war früher eine verwünschte Prinzessin eingeschlossen; nur einmal im Jahre durfte sie ihr Gefängnis verlassen und in der nahen See baden. Schon viele hundert Jahre hatte die Prinzessin solch einsames Dasein in der Stubbenkammer geführt, da geschah es eines Tages, als sie aus dem Felsen herauskam und, über ihr Los weinend, zum Wasser hinabstieg, daß unbemerkt ein Hirte an sie herantrat und ihre Hand ergriff. Dadurch wurde die Prinzessin erlöst, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihr gesehen oder gehört.

O. Haas.

53. Die Schätze des Hiddenseer Klosters.

I.

Eins der reichsten Klöster im ganzen Pommerlande war das Hiddenseer Kloster. Hier waren so viel Schätze aufgehäuft, daß die Mönche beim Verlassen der Insel dieselben nicht alle mit sich nehmen konnten. Eine große Anzahl von geweihten Kirchengefäßen, prächtigen Gold- und Silbersachen und anderen Kostbarkeiten mußten sie auf der Insel vergraben. In einem Berge, welcher der

Aschkoben heißt, soll eine goldene Wiege und zwölf goldene Apostel vergraben liegen. Von allem aber, was die Mönche damals zurückließen, nahmen sie ein genaues Verzeichnis auf, welches heutigen Tages in Rom aufbewahrt wird. Die Geistlichen in Rom wissen auch noch ganz genau die Stelle, wo der große Schatz vergraben liegt. — Zu gewissen Zeiten kommen verkleidete Mönche aus fremden Ländern nach der Insel, um nachzusehen, ob noch alles beisammen ist.

Mündlich und Sundine 1832 S. 90 f.

II.

Es wird erzehlet, daß vor diesen ein Hiddenseescher Schiffer nach Hispanien gesegelt, und wie er von einem unbekannten Manne gefragt worden: Was er für ein Landsmann wäre? da hätte er geantwortet: Er hörete auf Hiddensee in der Insel Rügen zu Hause; worauf der andere versetzet: Er müste wissen, daß an dem Orte, wo vor diesem das Kloster gestanden, grosse Schätze vergraben lägen.

Wackenroder: Altes und neues Rügen S. 346 f.

III.

Die Hiddenseer Mönche sollen ihre Schätze in einem alten Steinhügelgrabe verborgen haben, bevor sie das Kloster räumten und in dem Kloster Roeskild auf Seeland ein Unterkommen fanden. Von hier aus sollen dann zwei Mönche nach Hiddensee zurückgekehrt sein und die Schätze aus dem Hünengrabe hervorgeholt haben, um sie mit nach Dänemark zu nehmen.

(A. Freybourg:) Hiddensee S. 11.



V.

Zwerge.

---

54. Die Zwerge auf der Insel Rügen.

In unvordenklichen Zeiten war die ganze Insel Rügen vom Volke der Zwerge bewohnt; als dann aber allmählich die Menschen von dem Lande Besitz nahmen, wanderten die Kleinen aus in ein anderes fremdes Land. Nur eine einzige Familie blieb damals zurück, und von dieser stammt das Volk der noch heutigen Tages auf der Insel wohnenden „Unnerirdschen" ab. Groß ist die Zahl derselben freilich nicht, aber hier und da, besonders unter den alten Hünengräbern findet man sie doch bisweilen noch vor. Als einen solchen Ort bezeichnet man die an der Südküste der Insel beim Dorfe Altenkamp gelegenen alten Grabhügel.

Balt. Studien 14,2 S. 123 f.

55. Die Unterirdischen auf Rügen.

Die Unterirdischen auf Rügen teilten sich ehemals in vier Stämme: die weißen, die grünen, die braunen und die schwarzen. Die weißen Zwerge bildeten den Königsstamm. Sie waren zierlich gebaut, etwas neckisch,

sonst aber gute Christen und hausten in den Ralswieker Bergen. Dann kam der Stamm der grünen Zwerge, ein gutmütiges Völkchen, sie waren fast ebenso zierlich gebaut wie die weißen, gleichfalls gute Christen und hielten sich in der Gegend von Zirkow auf. Die Stämme der braunen und schwarzen Zwerge aber führten ihren Namen mit Recht: denn sie waren kleine ungestaltete Figuren mit übergroßen Köpfen, dabei höchst schabernackisch und bösartig; sie hatten keine Religion und suchten die Menschen auf alle Weise zu quälen. Die braunen hausten im Rugard und in einigen anderen Bergen, die schwarzen im Burgwall bei Garz.

Jeder Stamm hatte seinen eigenen König; die weißen hatten dazu einen als Kind geraubten Menschen gewählt. Den weißen aber waren die drei übrigen Stämme untertänig.

Das Leben der Unterirdischen dauerte viel länger als ein Menschenleben; ein Leben nach dem Tode ward ihnen nur dann zuteil, wenn sie ihr Blut mit dem der Menschen vermischten. Ein solches Glück konnten jedoch nur die beiden ersten Stämme erlangen, und deshalb wurden auch öfter Kinder von ihnen geraubt, in den Bergen erzogen und dann mit Zwergkindern vermählt. Wenn aber die braunen und schwarzen Zwerge Menschenkinder raubten, so geschah das nur, damit sie sich an dem Schmerz der Eltern weideten, oder auch um die geraubten Kinder dem Stamm der weißen als Tribut zu geben.

In späterer Zeit wanderten die beiden vornehmsten Stämme aus und zogen in ein fernes Land; nur einige wenige von ihnen, welche bis dahin zerstreut gewohnt hatten, blieben auf der Insel zurück, z. B. in der Granitz, auf Mönchgut und in der Zirkowschen Gegend. Die

braunen und die schwarzen Zwerge aber verlegten zu derselben Zeit ihren Wohnsitz nach Hiddensee, woselbst noch ein von ihren Voreltern verlassener alter Bau in den Bergen erhalten war.

Diese beiden Stämme, welche sich einen König aus ihrer Mitte gewählt hatten, hausten auffallend böse auf Hiddensee. Sie hatten sich unter dem Wasser einen Weg nach Pommern gebahnt und wurden der Schrecken und die Plage der dortigen Bewohner. Bei einem starken Orkan aber, welcher das Wasser tief in das Land hineintrieb, gingen sie sämtlich zu Grunde, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sundine 1842, S. 94 ff.

56. Die Rambiner Kirche.

Johann Dietrich aus Rambin, welcher schon viel von den Zwergen hatte erzählen hören, raubte eines Nachts einem der kleinen Gesellen eine Mütze und wurde dadurch Herr des ganzen Volkes der Zwerge. Er fuhr mit ihnen in ihr Reich hinab und lebte dreizehn Jahre bei ihnen. Dort unten lernte er ein Mädchen kennen, welches die Zwerge tückischer Weise einst von der Erde geraubt hatten, die Elisabeth Krabbin, die Tochter des Rambiner Pastors. Diese wählte Johann Dietrich zu seiner Braut, und als die Zwerge sie nicht gutwillig freigeben wollten, zwang er sie durch eine List dazu. Er hielt ihnen eine häßliche, stinkende Kröte vor, welche er durch Zufall in einem Steine gefunden hatte. Den Anblick und Geruch dieses Tieres konnten die Unterirdischen nicht ertragen, und sie erklärten sich mit allem einverstanden, was Johann Dietrich von ihnen verlangte. So kehrte er mit seiner Braut und mit unermeßlichen

Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen auf die Erde zurück.

In Rambin ließ er sich von dem Vater seiner Braut, welcher noch am Leben war, trauen und kaufte sich dann viele Städte, Dörfer und Güter, sodaß er Herr von beinahe ganz Rügen wurde.

Bei all seinem Reichtum vergaß er aber doch nicht, welch wunderbare Wege Gott ihn geführt hatte, und aus Dankbarkeit gegen den Allmächtigen ließ er an der Stelle, wo sein Geburtshaus stand, von seinem vielen Gelde eine Kirche bauen, welche er überaus reich beschenkte. Das ist die Kirche, welche noch heutigen Tages in Rambin steht.

Die goldenen Becher aber und silbernen Schalen und anderen Kleinodien, welche Johann Dietrich der Kirche einstmals vermacht hat, sind heutigen Tages nicht mehr vorhanden. Denn als zur Zeit des großen Königs Karolus des Zwölften von Schweden die Russen und Kosaken nach der Insel kamen und überall schlimm hausten, wurde auch die Rambiner Kirche ausgeplündert und aller ihrer Kostbarkeiten beraubt.

Nach Arndt: Mährchen und Jugenderinnerungen I S. 160ff.

57. Ein Bauer gewinnt die von den Zwergen geraubte Schwester wieder.

Einem Bauern in Rambin raubten die Zwerge die Schwester. Deshalb paßte er den kleinen Leuten des Abends auf, und nachdem er mehrere Abende vergeblich gewartet hatte, gelang es ihm schließlich, einem von ihnen seine Mütze fortzunehmen. Der Beraubte war zufällig der König der Zwerge. Als dieser seinen Verlust bemerkte, kam er zu dem Bauern und bat und flehte um Rückgabe der geraubten Mütze. Aber der Bauer

blieb unerbittlich. Da bot ihm der Zwerg unermeßliche Schätze an, mehr als alle Könige der Erde besäßen; aber auch dies schlug der Bauer ab, indem er sagte, er würde die Zwergmütze nur unter der einen Bedingung zurückgeben, daß ihm die Schwester wieder ausgeliefert würde. Das aber konnte der Zwergkönig nicht versprechen, da er nicht allein darüber zu bestimmen hatte. Aber er wußte den Bauer zu überreden, daß er mit ihm in das Reich der Zwerge hinabstieg. Als der Bauer dort unten ankam, erhielt er goldene Kleider und durfte seine Schwester begrüßen, die die Zwerge zur Königin gemacht hatten. Dann aber ließ er alle Zwerge zu einer Versammlung berufen, und nun erhielt er die Erlaubnis, gegen Rückgabe der Zwergmütze seine Schwester wieder mit auf die Oberwelt nehmen zu dürfen. Keiner war froher als der Bauer, und sogleich kehrte er mit seiner Schwester in die Heimat zurück. Aber fast hätten sie dieselbe nicht wiedererkannt: es waren lauter fremde Menschen, die ihnen entgegenkamen, und die Häuser und Scheunen und Ställe sahen zum großen Teil ganz anders aus, als wie sie sie verlassen hatten. Bald sollten sie die Lösung des Rätsels erfahren. Der Bauer glaubte, er sei nur eine Nacht im Reiche der Zwerge gewesen; so schnell war ihm die Zeit vergangen. In Wirklichkeit aber war er, wie sich später herausstellte, hundert Jahre abwesend gewesen, und in dieser Zeit hatte sich natürlich auf der Erde gar manches verändert.

Aus Putbus mitgeteilt von O. Haas.

58. Die Zwerguhr.

Ein Bauer pflügte in der Nähe der sieben Hügel, welche auf der Rothenkirchener Feldmark liegen. So

oft er sich einem der Hügel näherte, hörte er eigentümliche Töne, welche ihm wie ein leises Flüstern vorkamen; sehen konnte er jedoch nichts. Als er wieder einmal an einem der Hügel umwenden wollte, bemerkte er an dem Abhange desselben eine ganz kleine Uhr. Er nahm sie auf und steckte sie zu sich.

Die Uhr gehörte aber einem der Zwerge, welcher sie dort verloren hatte. Als dieser seinen Verlust bemerkte, mußte er es sofort dem Obersten der Zwerge melden, welcher ihn für seine Fahrlässigkeit zu drei Jahren Gefängnis verurteilte. Im Gefängnis hörte der Zwerg, daß der Bauer seine Uhr gefunden habe, und sogleich bat er um die Erlaubnis, auf eine Stunde die Oberwelt besuchen zu dürfen. Als ihm das erlaubt war, ging er zu dem Bauer und bat diesen, er möge ihm doch die Uhr zurückgeben. Anfangs weigerte sich der Bauer, aber als der Zwerg nicht abließ zu bitten und ihm sogar eine schöne Belohnung versprach, erhielt er die Uhr zurück.

Am anderen Tage in aller Frühe ging der Bauer auf seinen Acker, um zu pflügen; sowie aber der Pflug die Erde aufwarf, fielen blanke Dukaten in die Furche hinein; dadurch belohnte der Zwerg den gutmütigen Bauer.

Mitgeteilt aus Bergen.

59. Der weiße Urang.

Der weiße Urang, eine wohlriechende Waldblume, bietet ein vorzügliches Mittel gegen die Unternehmungen bösartiger Zwerge. Das zeigt folgender Vorfall, welcher sich in Garz zu einer Zeit ereignete, als dort noch die Unterirdischen hausten. Eine Bürgersfrau, welche im

Wochenbett lag, ließ jede Nacht drei Lichter bei ihrem neugeborenen, noch nicht getauften Kinde brennen und bemühte sich, den Schlaf für die Nächte abzuwehren. In der ersten Nacht gelang ihr dies auch ganz gut, allein in der darauf folgenden Nacht schlief sie ein. Da kam es ihr im Traume vor, als werde sie gepackt und aus ihrem Bette geschleppt, und als sie erwachte, war es in Wirklichkeit so: sie befand sich im Freien, wurde vom kalten Nachtwinde angeweht und bemerkte, daß sie von mehreren Unterirdischen fortgetragen wurde, die sie wahrscheinlich in ihre verborgenen Wohnungen schleppen wollten. Sie war nun zwar bemüht, sich aus den Händen ihrer Entführer zu befreien, aber alle Anstrengungen blieben lange Zeit vergeblich. Als sie schon im Wall und Holz angekommen waren, hörte sie plötzlich, daß einer der kleinen Gesellen dem anderen zurief: „Bört Föten hoch; se hackt hinner witten Urang!“ — „Halt,“ dachte die Wöchnerin da, „sollte das schützen?“ und strengte sich noch viel mehr an, die Füße frei zu bekommen, um damit eine dieser Stauden zu berühren. Es gelang, und alsbald ließen die Unterirdischen von ihr ab.

Seit dieser Zeit hat sich der weiße Urang noch oft als Schutzmittel gegen das kleine Volk bewährt. Man pflegte diese Blume mit der Wurzel aus der Erde zu nehmen und das neugeborene Kind damit zu schmücken; so glückte es den Leuten allemal, die Unholde zu verscheuchen.

Nach Sundine 1842 S. 151. — Unter dem weißen Urang ist höchst wahrscheinlich das wohlriechende Knabenkraut (orchis bifolia) zu verstehen, welches noch jetzt auf Rügen Uranken genannt wird. Das Kraut hat zwei Knollen als Wurzeln, eine dunkle und eine helle; die letztere heißt „Gotteshand“, die erstere „Teufelshand“. Vgl. Reling und Bohnhorst: Unsere Pflanzen, 2. Aufl., Gotha 1889, S. 384.

60. Zwerge taufen ein Kind im schwarzen See.

Ein Dienstmädchen will um das Jahr 1817 die folgende Geschichte erlebt haben.

Ich ging, erzählte sie, einmal mit mehreren Frauen und Mädchen meines Dorfes nach der Granitz, um Heidelbeeren zu pflücken. Um die Mittagszeit, wo wir in der Gegend des schwarzen Sees waren, setzten wir uns unter einen Baum, um unser Mittagsmahl zu halten, als uns auf einmal der Geruch vom frischem Brote zukam. „Wer hat hier frisches Brot?" fragten wir einander; doch keiner von uns hatte etwas bei sich. Als wir noch darüber sprachen, gewahrten wir ein kaum eine Elle hohes Männchen nicht fern von uns vom Fuße eines Hügels kommen und auf den See zugehen. Nicht lange darauf folgte noch einer, dann noch einer, der etwas trug, dann drei nebeneinander, und hierauf eine Menge kleiner Männer und Frauen, paarweise geordnet. Alle gingen an den See; was sie aber dort machten, konnten wir nicht sehen, da wir uns nicht von der Stelle zu rühren wagten. Eine kleine Viertelstunde später kam der Zug in der nämlichen Ordnung vom See zurück und verschwand dort aus unseren Augen, wo er hergekommen war. Erschreckt liefen wir zur Wohnung des Försters, dem wir unser Erlebnis erzählten. Der Förster sagte uns, dies wären die Unterirdischen gewesen, die ein Kind am schwarzen See getauft hätten.

Sundine 1841 S. 238 f. — Nach einer mir aus Lonvitz mitgeteilten Sage soll im schwarzen See ein Schloß versunken sein.

61. Eine Frau steht Pate bei den Zwergen.

Eine Frau aus Zirkow ging einst nach dem Dollahner Ufer am Südende der Schmalen Heide, um dort

Bicksbeeren (d. s. Blaubeeren) zu pflücken. Nach einer Weile sah sie sich um und entdeckte in ihrer Nähe eine große Schar Zwerge, welche eben dabei waren, einen ganz kleinen Zwerg zu taufen. Einer der Zwerge kam auf die Frau zu und lud sie ein, das Kind aus der Taufe zu heben. Das tat die Frau denn auch und erhielt dafür als Belohnung so viele Blaubeeren, als sie nur irgend nach Hause tragen konnte.

Aus Zirkow mitgeteilt von H. Guth.

62. Carl Ewert gewinnt den Zwergen einen Becher ab.

Carl Ewert, ein Schäfer aus Patzig, ritt eines Tages durch die Ralswieker Berge. Ohne etwas zu ahnen, kam er an einen Hügel, auf welchem „die kleine Gesellschaft" eben eine Hochzeit feierte. Da er nun wußte, daß die Unterirdischen in solchem Falle jedem Vorübergehenden, der sie darum bittet, einen Becher Weins geben mußten, so hielt er an und bat um einen Trunk. Einer der kleinen Leute brachte denn auch einen prachtvollen silbernen Becher, der bis zum Rande mit funkelndem Weine gefüllt war, und reichte ihn Carl Ewert dar. Kaum aber hatte dieser das kostbare Gefäß in der Hand, so schoß es ihm wie ein Blitz durch den Kopf: „Der Becher muß dein werden!" Indem er sich so stellte, als ob er trinke, gab er plötzlich seinem Pferde die Sporen, und dieses rannte in großen Sprüngen von dannen. Die Zwerge waren im ersten Augenblicke so bestürzt, daß sie garnicht wußten, was sie machen sollten, aber das dauerte nur kurze Zeit: dann befahl der König dem Läufer: „Eile dem Diebe nach und bringe ihn tot oder lebendig zur Stelle!" Der Läufer war zwar auch

nur ein kleines Männchen, wie alle anderen Zwerge, ja er hatte sogar nur ein Bein, aber laufen konnte er ganz furchtbar, und das schnellste Pferd einzuholen, war für ihn eine Kleinigkeit. Dieser setzte also dem diebischen Carl Ewert nach und war ihm auch bald dicht auf den Fersen. Die Zwergschar aber rief mit lauter Stimme hinterher:

Vierbeen loop;
Eenbeen kriegt di.

So ging es in wildem Laufe durch das Dorf, und schon glaubte sich Carl Ewert verloren, da sah er plötzlich die Mauer des Gutshofes vor sich. Er spornte sein Roß aus Leibeskräften an, und dieses setzte denn auch glücklich über die Mauer. Dadurch war Carl Ewert mit seiner Beute geborgen; aber der Läufer war doch so dicht hinter ihm gewesen, daß er seinem Pferde den ganzen Schwanz ausgerissen hatte.

Mündlich aus Bergen.

63. Die Zwerge im Dubberwort.

Als die Riesen auf der Insel Rügen ausgestorben waren, zogen die Zwerge in das Land, und ein Teil derselben schlug seine Wohnung im Dubberwort bei Sagard auf. Eines Tages, als die Zwerge im Dubberwort gerade mit der Herrichtung ihres Mittagsmahles beschäftigt waren, pflügten zwei Knechte von dem Gute Vorwerk auf dem nahen Acker; so oft diese nun an den Hügel herankamen, drang ein lieblicher Bratenduft in ihre Nase. Da sprach einer von den Knechten: „Ach, wenn wir doch auch etwas von diesem Gerichte haben könnten!“ Kaum hatte er das gesagt, so wurde von unsichtbaren Händen eine Tafel gedeckt und die schönsten Speisen darauf gesetzt.

Die Knechte ließen sich nicht lange nötigen, sondern aßen und tranken nach Herzenslust, bis sie ganz satt waren. Nach beendigtem Mahle meinte der eine Knecht: „Wir müssen aus Dankbarkeit etwas auf den Teller legen"; dabei griff er in die Tasche und legte alles Geld, welches er bei sich hatte (es waren zwar nur wenige Kupfermünzen), auf seinen Teller. Der andere Knecht aber war ein schlechter Mensch: er hörte nicht auf die Worte seines Genossen, sondern beschmutzte seinen Teller in unflätiger Weise. — Aber die Strafe dafür blieb nicht aus. Denn während der erste Knecht allmählich ein wohlhabender Mann wurde, ging es mit dem zweiten immermehr bergab: er mochte sich quälen, so sehr er konnte, es nützte nichts; schließlich wurde er krank und starb eines elenden Todes.

Mitgeteilt durch W. Reussner in Samtens. — Nach einer anderen Fassung der Sage soll der Dubberwort erst von den Zwergen aufgeschüttet worden sein.

64. Ein Unterirdischer hütet den Schatz im Bakenberge.

Im Bakenberge auf Wittow liegt ein Schatz vergraben, der auf folgende Art zu heben ist. Man muß an den Grenzpfahl, welcher auf der Spitze des Berges steht, ein vierspänniges Fuhrwerk so heranstellen, daß das Hinterrad sich neben dem Pfahl befindet; alsdann bezeichnet die Stelle unter den Füßen der Vorderpferde den Ort, wo der Schatz verborgen ist. Der letztere besteht aus einem kupfernen Kessel, welcher bis zum Rande mit Geld angefüllt ist. Um ihn völlig heben zu können, bedarf man aber noch einer Hexenrute. Viele haben bereits versucht, den Schatz zu heben; aber bisher

waren alle Anstrengungen vergeblich, denn die Hexenruten waren jedesmal zu schwach, als daß Er — nämlich der Unterirdische — den Schatz herausgegeben hätte.

Mitgeteilt aus Gingst.

65. Auswanderung der Zwerge aus Wittow.

Auf Wittow haben die Zwerge vordem viele hundert Jahre lang gewohnt, bis sie durch die Menschen, welche ihre Wohnplätze entdeckt hatten, vertrieben wurden. Das Volk der Unterirdischen beschloß daher, die Halbinsel zu verlassen; da ihnen aber der Weg über die Schaabe und Jasmund zu lang war, wählten sie den kürzeren Weg über die Wittower Fähre.

Eines Nachts wurde der Fährmann, welcher bei der Wittower Fähre wohnt, von einem Manne aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, ihn und einige Genossen über die Fähre zu setzen. Als der Fährmann sich bereit erklärte, fragte der Fremde, ob er die Überfahrt „kopf- oder bootweise" bezahlt haben wolle. Der Fährmann, welcher den Fremden allein sah, erwiderte, er wolle bootweise bezahlt haben; denn so glaubte er, ein besseres Geschäft machen zu können. — Die Überfahrt ging glücklich von statten, und auf der entgegengesetzten Seite erhielt der Fährmann seine Bezahlung. Beim Abschiede aber fragte ihn der Fremde, ob er auch sehen wolle, wen er eigentlich übergesetzt habe. Als der Fährmann dies bejahte, bemerkte er plötzlich, wie es rings um ihn herum lebendig wurde, und er sah hunderte von kleinen Männerchen, die ihm kaum bis ans Knie reichten, die aber alle gewaltige Bärte trugen. Unterwegs auf dem Schiffe hatte er nichts von ihnen wahrgenommen. — So wanderten die Zwerge von der Halbinsel Wittow

aus. Sie ließen sich dann an der Wittow gegenüber liegenden Seite der Insel, und zwar in den Banzelvitzer Bergen nieder, wo sie noch heutigen Tages zu Hause sind.

Mündlich aus Strüßendorf.



VI.

Riesen.

66. Die Riesen auf Rügen.

Vor vielen, vielen hundert Jahren war die ganze Insel Rügen von Riesen bewohnt. Sie haben furchtbare Körperkräfte gehabt, und die allergrößten Felsblöcke bewegten sie gleichsam spielend von einer Stelle zur anderen. Das zeigt am besten das Silvitzer Steindenkmal, dessen gewaltige Blöcke von den Riesen auf einander getürmt sind. Die zahlreichen Hünengräber auf Rügen, wie z. B. die von Woorke, Rambin, der Dubberwort und viele andere, sind Grabhügel, welche die Leiber von Riesen decken; deshalb sind sie auch so sehr groß. Auch der „Riesenberg" von Nobbin soll eine solche Stelle bezeichnen, wo ehedem eine Riesenleiche bestattet ist.

Mündlich. — Nach Jahn: Volkssagen S. 159 werden die Hünengräber auf Rügen „Kapelstöcke" genannt. Ich selber habe diesen Namen nie gehört und weiß auch nichts mit demselben anzufangen. Vgl. Blätter für Pom. Volkskunde VIII S. 16.

67. Der Riese bei Poseritz.

So twischen elwen un een in de Nacht häd man in ollen Tieden bi Poseritz oft in de hollen Wege eenen

Riesen stahn sehn, mit eenen Been up dat eene, mit den annern Been up dat annre Dewer, un denn hebben se doartwischen dörchführen müßt, un denn is de Ries' tosamstört, un de Lüde hebben allerlei Unrat up den Wagen häd.

K. Dalmer: Dre Rüg. Lööschens, Stralsund 1872, S. 16 f.

68. Die neun Berge bei Rambin.

Im Südwesten der Insel Rügen, etwa eine Viertelmeile von dem Kirchdorfe Rambin liegen auf flachem Felde neun kleine Hügel oder Hünengräber, welche gewöhnlich die neun Berge genannt werden. Diese entstanden weiland durch die Kühnheit eines Riesen.

Vor langer Zeit nämlich lebte auf Rügen ein gewaltiger Riese, mit Namen Balderich, den verdroß es, daß das Land eine Insel war und daß er immer durch das Meer waten mußte, wenn er nach Pommern auf das feste Land wollte. Er ließ sich also eine ungeheure Schürze machen, band sie um seine Hüften und füllte sie mit Erde; denn er wollte sich einen Erddamm aufführen von der Insel bis zum Festlande. Als er mit seiner Tracht bis über Rothenkirchen gekommen war, riß ein Loch in die Schürze, und aus der Erde, die herausfiel, wurden die neun Berge. Er stopfte das Loch zu und ging weiter; aber als er bis Gustow gekommen war, riß wieder ein Loch in die Schürze, und es fielen dreizehn kleine Berge heraus. Mit der noch übrigen Erde ging er ans Meer und goß sie hinein. Da ward der Prosnitzer Haken und die niedliche Halbinsel Drigge.

Aber es blieb noch ein schmaler Zwischenraum zwischen Rügen und Pommern, und darüber ärgerte sich

der Riese sosehr, daß er plötzlich von einem Schlagfluß hinstürzte und starb.

Arndt: Mährchen und Jugenderinnerungen I, S. 155 f.

69. Der Dubberwort.

I.

Ein Riesenmädchen wollte sich eine Brücke nach Rügen machen: „damit ich übers Wässerchen gehn kann, ohne mir meine Pantöffelchen zu netzen". Sie nahm eine Schürze voll Sand, ans Ufer eilend. Aber die Schürze hatte ein Loch. Hinter Sagard lief ein Teil der Ladung aus und bildete einen kleinen Berg Namens Dubberwort. „Ach," sagte das Hünenmädchen, „nun wird die Mutter schelten", hielt die Hand unter und lief, was sie konnte. Die Mutter schaute über den Wald: „Unartiges Kind, was treibst du? Komm nur, du sollst die Rute haben!" Da erschrak die Tochter, ließ die Schürze vollends gleiten: aller Sand war umher verschüttet und bildete die dürren Hügel bei Lietzow.

J. Grimm: Deutsche Mythologie, 2. Ausgabe, Göttingen 1844, S. 502 f. Außer Temme führt Grimm als Quelle an Lothars Volkssagen, Leipzig 1820, S. 65. Die Quelle Lothars war — nach einer gefl. Mitteilung Reuschels — Lappe: Mitgabe nach Rügen, Stralsund 1818, S. 46 f.

II.

Eins der merkwürdigsten und größten Hünengräber der Insel Rügen ist der südöstlich von Sagard gelegene Dubberwort, welcher wegen seiner Höhe und seiner freien Lage einen imposanten Ausblick über die ganze Umgegend gewährt. Über die Entstehung dieses Grabhügels ist eine Sage in Umlauf, welche sich durch ihr hohes Alter auszeichnet.

Vor undenklichen Zeiten hauste auf Jasmund eine mächtige Riesin, unter deren Botmäßigkeit dieses Ländchen

stand und welche sich einem Fürsten von Rügen zur Gemahlin antragen ließ, entweder weil sie Neigung zu ihm hatte oder um durch solche Verbindung ihre Macht zu erweitern. Dieser aber schlug die ungeheure Ehre aus. Erbittert darüber, drohte die Riesin, Gewalt zu gebrauchen, um sich wegen des erlittenen Schimpfes zu rächen. Sie berief ihre Kriegsleute zusammen, und um diese schnell über das schmale Wasser des Jasmunder Boddens bei der Lietzower Fähre nach Rügen hinüberzubringen, beschloß sie, die Meerenge mit Sand auszufüllen, und legte selbst Hand ans Werk.

Allein schon der erste Versuch lief unglücklich ab. Denn kaum war sie mit der ersten Ladung bis Sagard gekommen, als der Sack oder, wie andere sagen, die Schürze, in welcher sie die Erde trug, zerriß und eine große Masse von Steinen und Erde herausfiel, woraus denn der Dubberwort entstanden ist. Als sie mit dem Reste bei der Lietzower Fähre anlangte, riß das Loch in der Schürze noch weiter, und die verschüttete Masse bildete die Sandhügel bei der Fähre.

Die Riesin, welche dies als eine böse Vorbedeutung ansah, wurde mutlos und gab ihren Plan auf.

Mündlich und nach Grümbke: Darstellungen II S. 238 f.

III.

Der Dubberwort soll das Grabmal einer Riesin sein, welches eine andere Riesin ihrer Genossin aufhäufte. Die hierzu verwendeten Steine und Erdmassen sollen aus der eine halbe Meile entfernten Stubbnitz herbeigeholt sein.

Mitgeteilt von Dr. K. Albrecht. — Das Wort Dubberwort ist slavisch und wird gewöhnlich als „Sackberg" erklärt. — Über das Alter der Sage vgl. Barthold: Gesch. von Rügen und Pommern, I. Band, Hamburg 1839, S. 580 f. — Die erste Aufzeichnung der

Sage verdanken wir dem Dichter Kosegarten, welcher in dem frühesten Abdruck seines Gedichtes „Die Ralunken" in Gesterdings Pom. Museum I (1782) S. 135 die Sage erwähnt. — Das Erdmaterial zur Aufschüttung des Dubberworts ist aus dem unmittelbar südlich vom Grabhügel gelegenen Terrain entnommen worden; eine noch jetzt dort bemerkbare Vertiefung des Geländes läßt dies deutlich erkennen.

70. Der Lenzberg.

Vor vielen hundert Jahren wohnte auf der Halbinsel Jasmund ein Riesenfräulein. Das begab sich jede Woche einmal nach Bergen, wenn dort Wochenmarkt abgehalten wurde. Um nun nicht jedesmal bei der Lietzower Fähre durch das Wasser waten zu müssen, beschloß die Riesin, das Wasser zuzuschütten. Zu diesem Zwecke holte sie sich eine Schürze voll Sand aus der Stubbnitz. Als sie aber eben den Wald verlassen wollte, riß ihr das Schürzenband; der Sand fiel zur Erde und bildete einen hohen Berg, welcher noch jetzt vorhanden ist und den Namen Lenzberg führt. Er liegt dicht vor Crampas-Saßnitz und gewährt einen weiten Ausblick auf die Prorer Wiek und die Ostküste der Insel Rügen.

Mitgeteilt von O. Haas.

71. Die Banzelvitzer Berge.

Eine Riesin wollte einst in der Gegend, wo heutigen Tages die Banzelvitzer Berge liegen, über das Wasser gehen. Kaum hatte sie den Versuch gemacht, da merkte sie, daß ihre Schuhe naß wurden. Nun füllte sie ihre Schürze mit Erde, um das Wasser zuzuschütten und eine Brücke herzustellen. Die Schürze riß aber entzwei; die Erde, welche darin war, fiel zu Boden, und so entstanden die Banzelvitzer Berge.

Mündlich.

72. Das Riesengrab bei Mukrahn.

Links von dem Dorfe Mukrahn, an dem Wege, welcher nach Dwasieden und Crampas führt, befindet sich ein alter Steinsatz, der im Volksmunde das Riesengrab genannt wird. Das Grabmal liegt genau in der Richtung von Osten nach Westen, besteht aus vielen Steinen und hat eine Länge von 36 und eine Breite von 12 Schritten. Eine Riesin hat hier ihre beiden Kinder begraben, die durch ihre Sorglosigkeit in der See ertrunken waren. Deshalb stehen auch am Westende des Grabes zwei große Eckteine, von denen der eine jetzt in die Erde versunken ist, der andere aber, der auf der Kante steht, vier Ellen in der Höhe mißt.

Nach Grümbke: Darstellungen II S. 232 und Temme: Volkssagen S. 227.

73. Ein Riesenkind ertrinkt.

Zur Zeit, als noch das Volk der Riesen auf Rügen hauste, pflegten die Riesinnen, welche auf Arkona wohnten, den Riesinnen in der Stubbenkammer häufige Besuche abzustatten. Um aber dorthin zu gelangen, machten sie nicht den Umweg über die Schaabe, sondern sie wateten quer durch das Wasser der Tromper Wiek, und das war für sie nicht anders, als wenn Knaben mit aufgekrempelten Beinkleidern durch den seichten Dorfteich waten. Einst aber erging es einer Riesin auf diesem Wege doch herzlich schlecht. Sie hatte nach Art der Frauen ihr Kind in die Schürze gelegt und diese um die Hüften zusammengeknotet. Unterwegs aber ertrank das Kind, da die Mutter nicht gehörig achtgab. Als sie dann aufs Trockene kam, entschuldigte sie ihre

Unachtsamkeit mit den Worten: „Wir haben doch im ganzen Leben nicht solch hohes Wasser gehabt, als heute!"

Mündlich aus Bergen.

74. Der Riesenstein bei Nadelitz.

Bei dem Dorfe Nadelitz, zur Rechten des Weges, welcher nach Posewald führt, liegt ein ungeheurer Stein, der Riesenstein geheißen; über den gibt es folgende Sage.

Einst lebte auf Rügen ein furchtbarer Riese, der hatte schon mehrmals mit Ärger gesehen, daß dem Christengotte zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine Kirche erbaut ward, und da hatte er bei sich gesprochen: „Laß die Würmer ihren Ameisenhaufen nur aufbauen; den werfe ich nieder, wenn er fertig ist." Als nun die Kirche fertig und der Turm aufgeführt war, nahm der Riese einen gewaltigen Stein, stellte sich auf dem Putbusser Tannenberge hin und schleuderte ihn mit so ungeheurer Gewalt, daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche wegflog und bei Nadelitz niederfiel, wo er noch diesen Tag liegt.

Andere erzählen, der Riese habe bei Altefähre gestanden, als er mit dem Steine nach dem Turme warf.

Arndt: Mährchen und Jugenderinnerungen I S. 156 f. — Nach mündlicher Überlieferung warf der Riese anfangs kleinere Steine, welche bis Lonvitz flogen und dort niederfielen; erst zuletzt ergriff er den großen Block, welchen er bis Nadelitz schleuderte. — Nach einer anderen Fassung der Sage wurde der Stein von einer Riesin geschleudert, deren Finger oder Fingerspitzen nebst einer Kaffeekanne man noch jetzt in dem Steine abgedrückt sehen kann. Unter dem Steine soll ein großer Schatz verborgen liegen.



VII.

Steinsagen.

75. Die Siegsteine bei Stresow.

Am Fuße der Stresower Hügel stehen in einer Ebene mehrere Gruppen von Steinkegeln, welche heutzutage freilich arg zerstört sind. Diese Steine heißen Siegsteine oder, wie der Volksmund sagt, „de Zägensteen". — Die Putbusser sollen an dieser Stelle einst einen heftigen Kampf mit den Mönchgutern bestanden haben, und nach dem Kampfe soll die siegende Partei diese Steine errichtet haben. Andere wollen, daß die Riesenweiber, welche den Siegern Beistand geleistet hatten, die Siegsteine dahin gebracht hätten.

Die Veranlassung zu dem Kampfe war eine uralte. Denn die Putbusser und Mönchguter lagen von jeher mit einander in Zwist und Hader. Aus jener Zeit soll auch der Name „Pooken" herstammen, womit die Putbusser ihre Feinde spottweise belegten und womit die Mönchguter bis auf den heutigen Tag bezeichnet werden. Dieselben bedienten sich nämlich im Kampfe langer scharfer Messer, welche Pooken hießen. Auf der anderen Seite benannten die Mönchguter ihre Gegner mit dem Schimpfnamen „de Kollen", da die Putbusser mit Kollen

d. i. Streitkolben bewaffnet waren. Auch dieser Name ist geblieben, indem die Mönchguter alle Rügianer, welche nicht auf ihrer Halbinsel geboren sind, mit diesem Worte bezeichnen.

Nach Grümbke: Darstellungen II S. 78 und 233 f. — „Kollhof" begegnet zweimal als Ortsname auf Rügen; allerdings sind die beiden Ortschaften bereits eingegangen; die eine lag im Ksp. Bergen, die andere im Ksp. Trent. — In einer anderen Fassung der Sage werden die Gegner der Mönchguter „die Piken" genannt, weil sie mit langen Piken bewaffnet waren. — Ähnlich wie hier das Wort Pooken, wird auch der Name der Sachsen — nach einer alten, schon von Widukind von Korvei überlieferten Deutung — auf die von ihnen im Kampfe geführten großen Messer, die sahs hießen, zurückgeführt. Dieser Name ist uralt, da sahs (dem lat. saxum entsprechend) ursprünglich eine steinerne Waffe zum Hauen, also ein Steinbeil bezeichnet hat. Vgl. Wuttke: Sächsische Volkskunde, Dresden 1900, S. 4.

76. Der Riesenstein bei Lonvitz.

Unter dem großen Stein, welchen der Riese vom Tannenberg bei Putbus nach Lonvitz schleuderte, soll ein Messer und eine Gabel liegen. Auch erzählt man, daß zur Nachtzeit eine weiße Dame mit einem schwarzen Herrn in der Nähe des Steines spazieren gehe.

Aus Putbus mitgeteilt von O. Haas.

77. Der Bußkahm vor Göhren.

In der Nähe von Göhren, etwa 1000 Schritte vom Ufer entfernt, liegt im Wasser ein gewaltiger Felsblock, welcher der Bugskahm, Bußkahm oder Buhskamen heißt. Dieser Stein soll in heidnischen Zeiten ein Opferstein gewesen sein. Andere erzählen, daß die Seejungfern jede Johannisnacht auf demselben ihre Reigentänze abhalten; andere wiederum, daß sich die Hexen in der Walpurgisnacht auf dem Steine versammeln und dort ihre Tänze aufführen. Den Namen Bußkahm soll der Stein

von den ehemaligen Mönchen des Klosters Eldena, welchen die Halbinsel Mönchgut zugehörte, erhalten haben. Vor alters wurde der Versuch gemacht, den gewaltigen Block zu sprengen; das soll noch an einem in die Spalten des Steines getriebenen eisernen Keil wahrnehmbar sein.

In früheren Zeiten pflegten die Pooken, wenn eine Hochzeit im Dorfe war, mit ihren Böten nach dem Steine zu fahren und oben auf der Plattform desselben zu tanzen.

Mündlich und Indigena S. 212. Vgl. Haas: Schnurren und Schwänke von der Insel Rügen, Greifswald 1899, Nr. 62 Anm. — Das Wort „Bußkahm" ist slavischen Ursprungs und bedeutet „Gottesstein."

78. Die sieben Steinreihen auf der Prora.

Die Halbinsel Jasmund hängt mit der Insel Rügen durch eine schmale Landenge zusammen, die Prora genannt. Auf dieser sieht man nach der Prorer Wiek zu sieben Reihen Steine. Sie liegen so hoch, daß jetzt keine Welle an sie heranreichen kann, und doch sehen sie aus, als wenn sie von der Meeresbrandung geglättet wären. Man erzählt sich, daß in ganz alten Zeiten der Wind einmal sieben Jahre lang ununterbrochen aus Nordosten geweht und jedes Jahr eine von diesen Steinreihen angesetzt habe.

Temme: Volkssagen Nr. 195. — In ähnlicher Weise erzählt man sich auch, daß Vineta durch einen furchtbaren Nordoststurm, der sieben Jahre lang die wilden Meereswogen auf die Stadt zutrieb, untergegangen sei.

79. Der Mägdesprung auf dem Rugard.

I.

Auf dem Rugard bei Bergen sieht man einen Stein, in welchem ganz deutlich die Spuren eines Frauenfußes

und eines Peitschenschlages abgebildet sind. Diese Spuren sind auf folgende Weise entstanden: Auf dem Rugard war einst ein Junker, der ein großer und frecher Mädchenjäger war. Der traf einmal bei diesem Steine eine Jungfrau, die er mit seinen falschen Liebesschwüren bestürmte, so daß sie sich seiner kaum erwehren konnte. Als die nun zuletzt gar keinen Ausweg mehr sah, ihm zu entkommen, da sprang sie in ihrer Angst von dem Steine, auf welchem sie stand, hinunter in die Tiefe des Tales hinein, worüber der Junker so zornig wurde, daß er mit seiner Reitgerte auf den Stein schlug. Da war es denn wunderbar, nicht nur daß die Jungfrau unversehrt unten im Tale angekommen war, sondern auch daß sich die Spur ihres Fußes und des Peitschenschlages im Steine abgedrückt hatte.

Temme Nr. 194.

II.

Ein Höfling der Fürstenburg traf einst eine schöne Hirtin, ihre Herde nahe am Rugard weidend, an und suchte sie seinen Wünschen geneigt zu machen. Das Mädchen entflieht. Im Begriff, über den Hohlweg auf einen an der entgegengesetzten Seite liegenden Stein zu springen, ruft ihr der schon ganz nahe Verfolger zu, ebenso unmöglich ihres Fußes Spur sich dem Steine eindrücken oder sie mit ihrer Peitsche eine Vertiefung in den Stein hauen könne, ebenso unmöglich sei es, daß sie ihm entkommen könne. Das Mädchen springt und haut im Sprunge mit der Peitsche auf den Stein, und siehe, des Mädchens Fußspur ist dem Steine eingedrückt, der Peitschenhieb hat eine Vertiefung im Steine hervorgebracht — und das Mädchen entgeht ihrem Verfolger.

R. S(chneide)r: Reisegesellschafter durch Rügen S. 30 f. — Vgl. Pröhle: Deutsche Sagen, Berlin 1863, S. 99. — Über

Steine mit Fußtapfen vgl. Köhler im Correspondenzbl. der dt. Ges. für Anthrop. XXII. (1896) S. 55 und Treichel in den Verh. der Berl. Ges. für Anthrop. 1897 S. 68 ff.

80. Der Stein vor der Kirche zu Gingst.

Auf dem Marktplatze zu Gingst vor der Kirche liegt ein großer Stein. Von demselben geht die Sage, daß er zum Andenken an einen auf dieser Stelle begangenen Mord errichtet worden sei. Vor ungefähr zweihundert Jahren nämlich erschlug dort ein in der Gingster Gemeinde eingepfarrter Edelmann den eigenen Prediger. Zur Strafe dafür verlor der Flecken Gingst, der bereits Marktgerechtigkeit hatte, diese seine Gerechtsame, und erst im Anfange des 19. Jahrhunderts wurde ihm dieselbe von neuem verliehen.

Mündlich aus Gingst. — Der erschlagene Prediger hieß Laurentius Krintze, der Mörder Sambur Pretz. Die Bluttat ist auf dem Kirchhofe ausgeführt und zur Erinnerung daran ursprünglich ein Steinkreuz aufgerichtet worden, welches aber um das Jahr 1700 herum „durch ruchlose Bauern-Knechte“, welche ein Fuder Sträucher über den Kirchhof fahren wollten, umgeworfen und unten ab, auch in der Mitte entzwei gebrochen wurde (J. G. Buschmann: Schluß der letzten Predigt usw. [1729]).

81. Der Mönchsstein vor Schaprode.

Unmittelbar vor Schaprode, zur Linken der Landstraße, welche von Schaprode nach Trent führt, steht ein alter Stein, der Mönchsstein genannt, dessen beide platte Seiten mit je einem Kruzifix versehen sind; doch sind dieselben jetzt bereits so verwittert, daß man die Umrisse kaum noch erkennen kann; auch die Inschrift auf der Vorderseite des Steines ist im Laufe der Jahrhunderte völlig unleserlich geworden. Von diesem Steine erzählt man sich, daß einstmals zwei Mönche (Studenten) hier ein Duell ausgefochten hätten, in welchem beide gefallen

wären; zum Andenken an dieses Ereignis sei das Steindenkmal errichtet worden.

Andere erzählen, der Stein bezeichne die Stelle, wo der erste Bischof von Rügen begraben liege; warum derselbe aber gerade hier beerdigt ist, das wissen sie nicht anzugeben, denn das ist schon zu lange her. — Noch andere wollen wissen, daß unter dem Stein ein angesehener dänischer Bischof, der in Schaprode erschlagen wurde, begraben liege.

Endlich wird auch erzählt, daß an der Stelle, wo der Mönchsstein steht, in ganz frühen Zeiten, als es noch keine Kirchen auf Rügen gab, gepredigt worden sei.

Mündlich aus Trent, Schaprode und Gingst. — Vgl. Wackenroder S. 310, der den Stein mit einem Erntegebrauch in Verbindung bringt, Monatsblätter der Ges. für pom. Gesch. V S. 66. und von Haselberg a. a. O. S. 341.

82. Der Opferstein bei Quoltitz.

Jenseits des Krattbuschberges, am Fuße der gegenüber liegenden Quoltitzer Berge breitet sich ein Tal aus, in dessen Mitte ein einzelner grauer Stein unter einem kleinen Erlengebüsche versteckt liegt. Dieser Stein, welcher 22 Schritte im Umkreise und eine Höhe von etwa 4 Fuß hat, ist ehemals ein Opferstein gewesen. Dafür spricht eine quer über die Platte des Steines eingehauene Furche oder Rille, welche 4 bis 5 Zoll tief und so breit ist, daß man die flache Hand bequem hineinlegen kann; vermutlich wurde durch diese Rinne das Blut des Opfertieres abgeleitet. Unmittelbar hinter dieser Rinne ist die Oberfläche des Steines an beiden Seiten ausgeschnitten und geebnet, wodurch zwei Absätze entstanden sind. Auf der Fläche des einen Absatzes erblickt man zwei, auf der des anderen drei ziemlich runde, jedoch nur flach in das

Gestein eingemeißelte Vertiefungen, worein, wie die Leute sagen, der Pfaffe die Blutgrapen (Opferschalen) gesetzt haben soll. In dem kahlen, unholden Flächenraum liegen mehrere schwarzgraue Steine zerstreut, und auf den Anhöhen umher stößt man auf alte Steingräber.

Nach Grümbke: Darstellungen von der Insel Rügen II S. 234 f. Vgl. Temme Nr. 189, Jahn Nr. 225 IV und Baier: Archäol. Bedeutung der Insel Rügen S. 66 f.

83. Der Steinsatz von Nobbin.

Unmittelbar an der Ostküste der Halbinsel Wittow, in der Nähe des Dorfes Nobbin, befindet sich hoch oben am Ufer ein uraltes Denkmal, welches gewöhnlich der Steinsatz von Nobbin heißt. Es ist entweder ein altes Hünengrab oder bezeichnet eine Ting- oder Gerichtsstätte. Der Platz ist von jeher ein geheiligter gewesen, und niemand hat es gewagt, die Stätte mit dem Pfluge oder der Hacke aufzureißen. Nur einmal ließen sich ein paar Leute, welche dort ein Feuer gesehen hatten, verlocken, an der Stelle nach Geld zu graben. Allein die Strafe folgte sogleich: noch in derselben Nacht starben alle eines plötzlichen Todes.

Nach Zöllner: Reise durch Pommern nach der Insel Rügen, Berlin 1797, S. 298. — Der „Steinsatz" ist 44 Schritte lang und 10 Schritte breit und wird von 40 neben einander gesetzten Felsblöcken eingeschlossen, von welchen zwei besonders hohe Steine, die sogenannten Wächter, den Eingang zu bezeichnen scheinen. Vgl. Baier: Archäol. Bdtg. der Insel Rügen S. 63.



VIII.

Wassergeister.

84. Seejungfern auf Rügen.

Fast überall auf der Insel sind die Seejungfern oder Nymphen heimisch; besonders gerne aber halten sie sich im Schmachter-See bei Binz und im Herthasee in der Stubbnitz auf. In schönen Sommernächten tauchen sie aus dem Wasser empor und führen an den Ufern der Seen oder auf feuchten Wiesen ihre Reigentänze auf.

Was es aber sonst für eine Bewandtnis mit ihnen hat, das weiß kein Mensch so recht genau anzugeben; denn es ist schädlich, darüber zu sprechen. Auch hat sie noch niemand so ganz nahebei gesehen, weil der Nebel, das Kleid der Seejungfrauen, sie meist dem menschlichen Auge verhüllt. Und das ist ein wahres Glück: denn wer einmal eine Seejungfrau ganz in der Nähe gesehen hat, der ist ihr unwiderruflich verfallen und wird von ihr in den See oder in das Meer hinabgezogen.

Mündlich.

85. Die Seejungfern auf Mönchgut.

Die Seejungfern sind verwünschte Prinzessinnen und nur am Oberkörper von Menschengestalt, der Unterkörper läuft in einen langen Fischschwanz aus. Um Johannis

Mittag, zwischen elf und zwölf Uhr, steigen sie an die Oberfläche der Ostsee empor, gegenüber der Küste von Mönchgut.

Jede von den Jungfern hat eine zinnerne Schüssel in der Hand, mit köstlichen Speisen gefüllt. Daraus essen sie. Dann legen sie die Teller fort und beginnen ihre fröhlichen Tänze. Sie fassen einander an und wirbeln sich im Kreise herum, lachen und spielen, singen und klatschen voll Übermut in die Hände. Sobald aber die Glocke die zwölfte Stunde verkündet, sind sie wie der Wind verschwunden, um erst am nächsten Johannistag wieder zu erscheinen.

Mitunter sind die Seejungfern auch bis an das Ufer von Mönchgut geschwommen und haben dann ihre Rundtänze auf dem Bredsteen abgehalten, welcher so groß wie eine geräumige Stube und auf seiner Oberfläche ganz glatt und eben ist.

Jahn: Volkssagen Nr. 173.

86. Prinzessin Svanvithe.

Gewöhnlich hört man erzählen, die verzauberte Prinzessin Svanvithe wohne im Garzer Wallberge; aber das ist nicht richtig oder mag früher so gewesen sein. Jetzt lebt sie vielmehr im Garzer See; es ist jedoch nur wenigen Menschen vergönnt, sie zu sehen. Denn nur derjenige, welcher an einem Sonntage während der Kirchzeit geboren ist, kann sie sehen, und für einen solchen ist sie auch nur an einem Tage im Jahre, nämlich am Johannistage, sichtbar. An diesem Tage nämlich kommt sie an die Oberfläche des Wassers und schwimmt im See umher. Auch soll sie am Johannistage erlöst werden können.

Mitgeteilt aus Gingst.



[illegible] vom Markte aus gesehen.



Der Rugard mit dem Ernst Moritz Arndt-Denkmal.

87. Bestrafter Geizhals.

In früheren Zeiten war die ganze Umgegend von Mursewiek bei Gingst mit Wald bestanden, und mitten in demselben befand sich ein Moor, welches das Kramtsmoor hieß. In dem Moor lebte eine Nixe, welche alle Geizhälse in der ganzen Umgegend mit dem Tode bestrafte, indem sie dieselben in das Moor hinabzog und darin ertränkte.

Einstmals begab sich ein reicher Hofbesitzer aus Mursewiek, welcher sehr geizig war, des Morgens in aller Frühe, als es noch ganz dunkel war, von Mursewiek nach Kubitz, um von dort mit dem Schiffer nach Stralsund zu segeln. Wie gewöhnlich, so hatte er auch diesmal ein großes Paket mit Geld bei sich, welches er in Stralsund auf Hypotheken geben wollte. Als er in die Nähe des Moores kam, hörte er, obgleich er noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war, ein klägliches Wimmern, wie von einem ganz kleinen Kinde, sodaß er meinte, die Nixe habe soeben ein kleines Kind in das Moor hinabgezogen. Je näher er kam, desto deutlicher und lauter wurde das Wehklagen. Als er aber unmittelbar bei dem Moore war, konnte er plötzlich nicht weiter, und es war ihm, als ob jemand versuchte, ihm das Paket mit aller Gewalt vom Rücken zu reißen. Als er sich eine ganze Zeitlang bemüht hatte, vorwärts zu kommen, versuchte er endlich zurückzukehren. Anfangs wollte ihm auch das nicht gelingen; aber nach vielen Anstrengungen ging es endlich rückwärts, und es gelang ihm, sich in das nächste Gehöft zu retten, wo er ganz ermattet und in Schweiß gebadet ankam. Und doch war das Gehöft nur drei Minuten von dem Moore entfernt.

Mündlich aus Gingst. — Der Name des Moores ist wahrscheinlich aus „Krammets(beer)moor“ entstanden; in der Nähe von Carnitz bei Garz liegt ein Torfmoor, welches bald Kramtsmoor, bald Kramtsbeermoor heißt.

88. Die Nixe auf dem Waschstein.

In der Nähe von Groß=Stubbenkammer, etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt, liegt in der See ein gewaltiger Steinblock, welcher der Waschstein genannt wird. Eine alte Fischersage berichtet, daß alle sieben Jahre ein Meerweibchen (Wassernixe) den Stein an einem gewissen Tage besteige, um sich darauf zu waschen. — Andere sagen, die Jungfrau von Stubbenkammer komme jede Neujahrsnacht ans Land, selbst wenn die See dann mit Eis bedeckt sei.

Grümbke: Darstellungen I S. 42 und mündlich.

89. Die weiße Frau im Herthasee.

I.

In der Nähe des Herthasees in der Stubbnitz sieht man oft, besonders in hellen Mondscheinnächten, eine schöne Frau hervorkommen, die sich nach dem See hinbegibt, um sich darin zu baden. Sie ist von vielen Dienerinnen umgeben, die sie zu dem Wasser hinbegleiten. In diesem verschwinden sie alle, und man hört nur das Plätschern darin. Nach einer Weile kommen sie sämtlich wieder heraus, und man sieht sie in großen, weißen Schleiern zu dem Walde zurückkehren. Für den Wanderer, der dies sieht, ist das alles sehr gefährlich. Denn es zieht ihn mit Gewalt nach dem See, in dem die weiße Frau badet, und wenn er einmal das Wasser berührt hat, so ist es um ihn geschehen: das Wasser verschlingt ihn. Man sagt, daß die weiße Frau alle Jahre einen Menschen in die Flut verlocken müsse.

Temme Nr. 38. — Auf der Halbinsel Jasmund herrscht der Aberglaube, daß, wer eine von den im Herthasee wachsenden Wasserrosen oder Mummeln pflückt, in die Tiefe des Wassers gezogen wird.

II.

Alle sieben Jahre kommt die weiße Frau, welche im Herthasee wohnt, an die Oberfläche des Wassers, um Zeug zu waschen. Sie bleibt dann aber auch nur kurze Zeit sichtbar; und daher kommt es, daß bisher nur wenig Menschen sie mit Augen gesehen haben.

Mündlich.

III.

Am Ufer des Herthasees zeigt sich zuweilen in mondhellen Nächten eine schöne Jungfrau, welche ein Stück Zeug in dem Wasser des Sees wäscht. Wer sie sieht, muß sie nicht mit dem sonst üblichen Gruß: „Gott help'!" anreden, sondern muß umgekehrt: „Help' Gott!" sagen; dann kann es mit großem Glück für ihn verbunden sein.

Mündlich aus Ralswiek.

90. Der Herthasee.

I.

Auf den Herthasee darf niemand einen Kahn oder ein Netz bringen. Es hatten vor Zeiten einmal etliche Leute sich unterstanden, darauf mit einem Kahn zu fahren, den sie des Nachts auf dem Wasser ließen. Als sie aber am andern Morgen dahin zurückkehrten, war er fort, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen oben auf einer Buche am Ufer wieder. Da hatten ihn die Geister des Sees über Nacht hinaufgebracht. Denn wie die Leute ihn herunterholten, da hörten sie tief unten aus dem See ein Gespött und eine Stimme, die ihnen zurief: „Ich und mein Bruder Nickel haben das getan."

Temme Nr. 38. — Die Sage findet sich schon bei Mikrälius: Sechs Bücher vom alten Pommerlande I S. 26; desgleichen bei Wackenroder S. 5; der letztere hat jedoch den Bruder Nickel in einen Bruder „Michel“ verwandelt.

II.

Zur Zeit, als Claus Störtebecker und Gödeke Michael an den rügenschen Küsten ihr Unwesen trieben, lebte ein Fischer, welcher auf dem Herthasee zu fischen pflegte. Als er eines Morgens an den See kam, war sein Boot verschwunden. Lange Zeit suchte er vergeblich, ohne es finden zu können; da blickte er zufällig einmal in die Höhe und sah sein Boot an einem großen Baume hängen. „Wur mag di de Deuwel dorup krägen hebben!“ sprach der Fischer für sich. Alsbald antwortete der Teufel aus dem Kahne:

„Ick toog,
Un mien Broder Tid, de schow.“

Mündlich aus Trent.

91. Der verwünschte Prinz.

Einst weidete ein Schäfer seine Herde am Strande der Bullerhürn. Da fand er im Seeschlage (Seeschöling) eine Muschel, die er aufhob und sinnend betrachtete. Schon war er im Begriffe, sie an einem Steine zu zerschellen, da taten sich die Schalen der Muschel von selbst auseinander, und aus dem Innern stieg ein winziges Männchen hervor, welches den Schäfer mit bewegten Worten bat, die Muschel nicht zu zerstören, da es sonst sterben müsse. Der erschreckte Schäfer setzte darauf die Muschel ins Wasser und sah nun voller Staunen und Verwunderung, wie die Muschel allmählich immer größer wurde und zuletzt die Gestalt eines Bootes annahm, welches vier Matrosen durch Ruder fortbewegten, während

am Steuer ein schöner Jüngling, eben das frühere Männlein, saß. Mit glückstrahlendem Antlitz erzählte der Jüngling dem Schäfer, er sei ein verwünschter Prinz; vor Jahren wäre er wegen seiner oft bewiesenen Hartherzigkeit in eine Muschel verbannt worden, mit der Bestimmung, daß er nicht eher erlöst werden könne, als bis sich jemand finde, der ihm aus Barmherzigkeit eine Bitte gewähre. Nun habe er, der Schäfer, ihn erlöst. Alsbald zeigte sich ein großes Schiff in der Bucht, welches der Prinz bestieg und auf welchem er davonfuhr. Der Schäfer schaute dem Schiffe so lange nach, bis die Mastspitzen seinen Augen entschwanden. Als er sich dann wieder zu seiner Herde wendete, hörte er plötzlich in den nahen Binsen eine schnatternde Stimme, welche ihm zurief:

Eier, Eier breugt ick (brütete ich);
Quark, Quark fäugt ick (zog ich auf)!

Als der Schäfer der Stimme nachging, flatterte eine Wildente von ihrem Neste auf. In dem Neste aber fand der Schäfer statt der Eier zwanzig große goldene Muscheln, die er an sich nahm und später für vieles Geld verkaufte. Dadurch wurde er ein reicher Mann und brauchte nicht mehr die Schafe zu hüten.

Mitgeteilt von Lehrer A. Pennse in Bussin.

92. Die Rosse im schwarzen See.

In der Nähe von Bergen liegt ein kleines Gewässer, der schwarze See genannt. Eines Abends führte einen Bauern aus Tilzow sein Weg daran vorüber. Da erblickte er vier prächtige Rappen, welche am Ufer einher sprengten. Als sie jedoch des Mannes ansichtig wurden, stürzten sie sich mit Windeseile in den See hinein und

verschwanden sofort unter der Oberfläche. Sie sind auch nicht wieder herausgekommen.

Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen Nr. 175.

93. Jungfrauenopfer an Seen.

Es gibt einen See, dem wird alljährlich eine Jungfrau geopfert. Geschieht das nicht, so wird das Wasser unruhig, die Wellen werden größer und größer, steigen höher und höher und überschwemmen schließlich das ganze Land. Auch eine Stadt ist vorhanden, deren Bürger alljährlich eine reine Jungfrau einmauern lassen. Doch wo und warum das getan wird, darüber weiß eigentlich niemand mehr rechte Auskunft zu geben. Einige behaupten, daß das Mädchen ebenfalls das Opfer für einen großen See ist, der sonst die Stadt verschlingen würde.

Jahn: Volkssagen aus Pommern und Rügen Nr. 176.

94. Der Saalhund.

Die Schiffer und Fischer auf Hiddensee und Mönchgut hegen in betreff der Kinder besonderen Glauben. Auf Hiddensee muß ein Stück von einem Fischerbote in der Wiege liegen, sonst kommt der Saalhund und verschlingt das Boot samt dem Fischer, wenn dieser zum ersten Male ausfährt. Dieser Saalhund ist wohl eigentlich der Seehund, aber man bezeichnet auch alle Meerungeheuer mit diesem Namen. Auf Mönchgut legt man den Kindern ein Messer in die Wiege, damit sie, wenn der Saalhund kommt, demselben den Kopf abschneiden können.

A. Kuhn: Sagen aus Westfalen II S. 35. — Nach A. Kuhn scheint hier an die Stelle der Kinder raubenden Zwerge der Seehund zu treten.

95. Das Lied vom Saalhund.

I.

Halt mi den Saalhund to Land!
He frett den Fisch ut dem Strand;
He het mi dat Nette torreten;
He will uns jo alle upfreten.

Aus Hiddensee. Sundine 1838 S. 102.

II.

Hal mi den Saalhund
Ut'n Stranne
To Lanne.
He het mi all de Fisch upfräten,
He het mi't ganze Nett terräten.
Hal mi den Saalhund
Ut'n Stranne
To Lanne!

Mündlich. — Auf Mönchgut soll früher eine eigentümliche, mit diesem Liede zusammenhängende Sitte bestanden haben, über welche S(chneide)r: Reisegesellschafter durch Rügen, Berlin 1823, S. 181 f. folgendes berichtet: Wenn der Seehund (plattd. Sahlhund) in die Netze der Mönchguter einbricht und die gefangenen Fische verzehrt, rudern diejenigen, die den Raub zuerst bemerken, sofort ans Land und rufen die männlichen Mitbewohner des Dorfs zum Kampf gegen ihren Feind auf. Alles eilt nun mit Schießgewehr und andern Waffen nach dem Strande. Ehe sie aber zum Angriff abrudern, tanzen sie am Strande, sich einander an den Händen fassend, im Kreise herum und singen dabei das obige Lied. Wenn sie den Tanz unter steter Wiederholung des Liedes beendigt haben, eilen sie zu ihren Böten, um ihren Feind aufzusuchen und anzugreifen. Vgl. Blätter für Pom. Volkskunde VI S. 65 f.

96. Wasserschlangen.

Ein paar mächtige goldige Wasserschlangen sollen ehemals zu Schoritz in dem großen Teiche hinter der Scheune gehaust und den Kühen gelegentlich die Milch abgesogen haben.

E. M. Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

IX.

Hexen und Zauberer.

97. Hexensabbath.

Ein Mann ging in der Walpurgisnacht durch einen Wald auf der Insel Rügen. Er verirrte sich jedoch und kam endlich an eine freie Stelle im Walde. Hier sah er ein grauenhaftes Getümmel: Katzen, Ziegenböcke und Hunde balgten sich miteinander. Als sie nun den Wanderer erblickten, schrieen sie wie aus einem Halse: „Du sollst uns zu unserem Tanze blasen!" Er mußte es sich gefallen lassen. Man reichte ihm ein Blashorn, und er mußte tüchtig blasen. Um ein Uhr war alles verschwunden. Als sich der Wanderer nun sein Blashorn besah, da war es eine tote Katze, welcher er die Gedärme aus dem Leibe gesogen hatte.

Mündlich aus Trent.

98. Der Hexenplatz im Park zu Putbus.

Im fürstlichen Park zu Putbus gibt es eine Stelle, welche im Volksmunde der Hexenplatz heißt. Sie liegt an dem Verbindungswege zwischen dem fürstlichen Schauspielhause und der Kirche. Dort erblickt man einen ganzen Haufen vorgeschichtlicher Mühlsteine, sogenannter Wendenmühlen, welche nach der Meinung des Volkes alte Opfersteine sind.

Auf dem Hexenplatz sollen die Hexen in der Walpurgisnacht ihre Versammlungen abhalten. Auch erzählt man, daß zur Nachtzeit ein Spuk an der Stelle umgehe, und Vorübergehende wollen dort zuweilen jämmerliches Geschrei gehört haben.

Mündlich.

99. Hexenriemen vererbt sich.

Eine Frau, welche zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte, hinterließ bei ihrem Tode einen Hexenriemen, den sie dem Sohne vermacht hatte. Der Sohn wollte nun wohl den Willen der Mutter erfüllen, aber ihm graute vor dem Riemen. Als daher seine Mutter beerdigt werden sollte, legte er den Riemen mit in den Sarg. Acht Tage nachher starb der Sohn. — Als nun die Schwester die Kleider ihres Bruders reinigen wollte, fand sie zwischen denselben den Riemen wieder. Sie erschrak darüber sehr, denn sie wollte den Riemen auch nicht haben und warf ihn weg. Ein viertel Jahr darnach starb sie auch. Als sie beerdigt werden sollte, kam der Riemen wieder zu ihr und wurde mit ihr in die Grube gesenkt, da er von dem Sarge nicht wieder entfernt werden konnte.

Mündlich.

100. Die Hexenrute.

Eine Hexenrute hat die Eigenschaft, daß man vermittelst derselben alle Schätze auffinden kann, welche in der Erde verborgen sind. Man verschafft sich eine solche Rute auf folgende Art. Des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr geht man stillschweigend zu einer Elfenweide und schneidet sich von derselben eine kräftige Rute ab.

Diese wird dann unter besonderen Feierlichkeiten, nämlich gerade so, wie ein kleines Kind, getauft, wodurch sie die Kraft erhält, verborgene Schätze anzuzeigen. — Wenn der Besitzer einer solchen Rute sein Lebensende herannahen fühlt, so muß die Hexenrute schnell auf demselben Kirchhofe begraben werden, auf dem der Besitzer nachher bestattet werden soll; bevor das geschehen ist, kann er nicht sterben.

Mitgeteilt aus Gingst.

101. Das sechste und siebente Buch Mose.

In Trent lebte vor vielen Jahren ein alter Schneidermeister, dessen Frau hatte von ihrer Mutter ein merkwürdiges Buch geerbt; man sagt, es solle das sechste und siebente Buch Mose gewesen sein. So oft die Frau in dem Buche las, kamen Rehe, Wölfe, Hasen und andere Tiere herbei, legten sich ihr zu Füßen und spielten mit ihren Kindern. Sobald das Buch geschlossen wurde, waren auch sämtliche Tiere wieder verschwunden.

Eines Tages wurde die Frau beim Lesen des Buches von ihrem Manne überrascht; der ergriff das Buch und warf es in den Ofen. Aber siehe da! das Feuer erlosch, und das Buch blieb unversehrt. Der Schneider wollte das Buch jedoch nicht länger im Hause haben, und so mußte auf Anraten einiger alter Leute ein Knabe, der an einem Sonntag unter der Predigt geboren war, das Buch in den Ofen werfen. Das half, denn alsbald wurde das Buch von den Flammen verzehrt.

Aus Trent mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

102. Das schwarze Buch.

In Sabitz bei Bergen wohnten früher mehrere Bauern, welche, wie man sich erzählte, ein schwarzes

Buch besaßen. Mit Hilfe desselben konnten sie sich allerlei Schätze verschaffen, und wenn sie einem Nachbar etwas Böses zufügten, blieben sie ungestraft. Wer das schwarze Buch gebrauchen wollte, mußte die Schrift desselben vorwärts und rückwärts lesen; wer das Rückwärtslesen unterließ, war dem Teufel verfallen. Woher das schwarze Buch stammte, wußte man nicht mehr; die ältesten Leute wußten nur anzugeben, daß es durch Erbschaft in ihren Besitz gekommen sei. Doch war das Buch zu gewissen Zeiten auch eine Qual für seine Besitzer, und deshalb versuchten dieselben zuletzt, sich des Buches zu entledigen. Dieses Bemühen war jedoch lange Zeit vergeblich, bis sie einen Pastor zu Rate zogen; der befreite sie von dem Buche, indem er es in der Lade, in welcher es aufbewahrt wurde, festnagelte und dadurch unschädlich machte.

Mündlich aus Strüßendorf.

103. Hexe melkt einen Ziegenbock.

Dor was mal ees een Mann, de wull sich 'ne Zäg köpen. He funn ok eene. He leet se sick nu vörmelken, un se gaww schöne Melk. As he öwer mit ehr nah Huus kem, seech sin Fru, dat dat'n Zägenbuck wir, den' ehr Mann köfft harr. Se schull em düchtig ut un schickt em nah de Fru torüh, von de he de Zäg köfft harr. De Fru säd öwer, dat wir gor keen Buck, un melkt werre, un de Zäg gaww ok werre schöne Melk. Den' Mann wull dat nu gor nich in'n Kopp kamen; he keek genauer hen un seech, dat an dat Üder (Euter) von de Zäg een Zettel befestigt wir. Doran markt he, dat he de Zäg von eene Hex köfft harr. He leet de Zäg dor und ging werre nah Huus.

Mündlich aus Prora.

104. Hexe wird vertrieben.

In Garz lebte vor vielen Jahren eine alte Frau, welche allgemein als Hexe in Verruf stand. Eines Abends merkte ein kleines Mädchen, welches zum Bäcker ging, um Brot zu holen, daß die alte Hexe ihr auf dem Fuße folgte. Das Mädchen bekam Angst, lief in ein nahe liegendes Haus und fing laut an zu schreien. Da kam der Hausherr mit Licht, um zu sehen, was los wäre. Als die Hexe, welche dem Mädchen auch in das Haus gefolgt war, das Licht sah, sprach sie:

Bei Licht kann ich sie finden;
Im Dunkeln muß ich sie suchen.

Sprach's und war zur selbigen Zeit aus Garz verschwunden.

Mitgeteilt aus Gingst.

105. Mädchen in Hasengestalt.

In Trent lebte früher ein Mädchen, welches von seiner Großmutter einen Hexenriemen geerbt hatte; sobald es den Riemen umschnallte, konnte es sich in einen Hasen verwandeln. In dieser Gestalt hatte sie schon oft einen in der Nähe wohnenden Förster geäfft; denn alle Schüsse, die derselbe auf den vermeintlichen Hasen abgegeben hatte, waren von dem Fell desselben abgeprallt. Da merkte er denn, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, und lud daher einen Sargnagel, den er sich zu verschaffen wußte, in seine Flinte; als er das nächste Mal den Hasen wiedersah, traf er ihn in einen Hinterlauf. Im selben Augenblick aber verschwand der Hase, und an seiner Stelle stand das Mädchen vor ihm, welches ihn unter Tränen um Hilfe bat, da sie

am Fuße schwer verletzt wäre. Um das Mitleid des Försters zu erregen, gestand sie ihr Unwesen ein und versprach auch, in Zukunft keinen Gebrauch mehr davon zu machen. Eine Zeit lang hielt sie ihr Versprechen; kaum aber war der Fuß besser geworden, so fiel sie in ihr altes Laster zurück. Auf dem nahe gelegenen Gute Zubzow diente nämlich ihr Bräutigam als Futterknecht, und um diesen recht oft und ungestört besuchen zu können, nahm sie ihren Riemen fleißig zur Hand. Der Bräutigam hatte keine Ahnung davon, und als seine Braut eines Tages an seiner Seite als Hase erschien — da sie noch nicht Zeit gehabt hatte, menschliche Gestalt anzunehmen — schlug er mit einer Wassertrage nach ihr. Sie vergoß infolgedessen viel Blut und gestand ihrem Bräutigam unter Tränen, wie es um sie stände. Da löste dieser das Verhältnis zu ihr; das Mädchen aber blieb lahm bis an ihr Lebensende. Der Hexenriemen soll später auf dem Grabhügel der Großmutter eingegraben worden sein.

Mündlich aus Trent.

106. Verbrennung einer Hexe.

Zwischen Trent und Ganschvitz lag bis vor einigen Jahren ein Hügel, welcher der Bakenberg hieß und welcher beim Bau der Chaussee unlängst abgetragen wurde. Auf diesem Hügel sollte einst eine Hexe verbrannt werden; aber das Feuer konnte ihr, obgleich es in hellen Flammen brannte, nichts anhaben. Da wandte man sich an einen achtzigjährigen Mann in Zubzow, welcher ein Mittel gegen Hexerei von seiner Urgroßmutter geerbt hatte. Als der um Rat gefragt wurde, erwiderte er: „Haugt ehr man ees mit de Äxt vör de

Mag'!" Das geschah denn auch, und alsbald flog eine Elster aus dem Magen der Hexe; darauf verbrannte sie vollständig.

Mündlich aus Trent.

107. Mittel gegen Behexung.

I.

Wenn eine gut milchende Kuh plötzlich aufhört, Milch zu geben, so ist dieselbe, wenn nicht andere Gründe vorliegen, behext, sei es durch den bösen Blick einer mißgünstigen Nachbarin, sei es durch eine förmliche Behexung. Dagegen wendet man folgendes Mittel an: Man nimmt „stillschweigend", d. h. ohne das geringste Wort dabei zu sprechen und ohne jemand etwas davon merken zu lassen, von zehn Türschwellen je einen Splitter Holz, auf diese Splitter wird Teufelsdreck getan, und dann wird der Böse damit ausgeräuchert. Der Böse fährt dann heraus, „dat dat man ordentlich so ruuscht."

Mündlich. — Vgl. Blätter für Pomm. Volkskunde VII S. 24.

II.

Wenn man auf dem Kirchhofe zufällig einen Nagel oder eine Schraube findet, die von einem Sarge abgefallen ist, und sie unten am Stocke befestigt, so ist dies ein gutes Mittel gegen Behexung. Wenn man nämlich die Hexe mit solch einem Stocke schlägt, daß sie blutig wird, so kann sie einem nichts anhaben.

Wenn man abends einen Besenstiel vor die Haustür stellt, so kann die Hexe nicht ins Haus kommen. Manche Leute nehmen statt des Besenstiels auch einen

Riemen oder einen „Sünderfinger" d. i. den Finger eines mit dem Tode bestraften Verbrechers.*)

Wer seine Strümpfe so anzieht, daß die unrechte Seite nach außen gekehrt ist, dem können die Hexen nichts anhaben.

Um zu verhüten, daß man behextes Brot zu essen bekommt, macht jede gute Hausfrau, bevor sie das Brot anschneidet, mit dem Messer drei Kreuze über die Rückseite des Brotes.

Mündlich.

108. Hexenmeister wird erkannt.

Ein Mann, welcher mit einem Fuder Holz aus dem Walde kam, verlor eine Klobe vom Wagen; er bemerkte seinen Verlust aber rechtzeitig, hielt an und lud die Klobe wieder auf. Jetzt konnten die Pferde plötzlich nicht von der Stelle, während sie den Wagen vorher ganz leicht gezogen hatten. Aber der Fuhrmann ließ sich nicht beirren; er wußte sogleich, daß er von einem Hexenmeister festgemacht sei, und um diesem einen Schabernack zu spielen, löste er das linke Hinterrad von der Achse los und legte es auf den Wagen. Darauf

*) Von diesem Mittel weiß schon Matthäus von Normann im Wend.-Rügian. Landgebrauch, abgefaßt um das Jahr 1545, zu berichten (ed. Gadebusch S. 227): „Dat plag men oldings by den Buhren Alrhunken, Döpkersen-Waß (Taufkerzenwachs), by den Krögerschen Deve-Dhumen (Diebsdaumen) und andere doden Knaken in den Tunnen edder under den Bierstellingen befinden, de mosten tho der Tydt, wo se berüchtiget wurden und sick nicht purgieren kunten, den Halß na Gelegenheit der Däth lösen." — In gleicher Weise berichtet von Normann von den „Molkentöverschen" d. i. denjenigen Frauen, die dem Vieh die Milch verhexen: „De plegen up etlike besondrige Tyde sick by frömbden Vehe vor frömbden Dhören, Stellen edder Hecken laten finden." — Vgl. Grimm D. M. 1. Aufl. S. LXXV (Chemnitzer Rockenphilosophie Nr. 201.)

trieb er die Pferde an und jagte wie ein Donnerwetter die Straße entlang. Es dauerte nicht lange, da fing es hinter ihm an zu ächzen und zu stöhnen. Das war kein anderer als der Hexenmeister, welcher durch das Abnehmen des Rades gezwungen worden war, die leere Achse des Wagens mit der eigenen Schulter zu tragen. Das wurde ihm natürlich bald zu schwer, und er bat den Fuhrmann flehentlich, stille zu halten und ihn von dem Fluche zu lösen. Das geschah denn auch, und nachdem das Wagenrad wieder aufgestreift war, konnte der Mann seine Reise ungehindert fortsetzen. Der Hexenmeister aber war froh, daß er so leichten Kaufes davongekommen war.

Aus Burnitz mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

109. Bestrafte Hexerei.

Zwei Bauern fuhren einmal von Gingst nach Pansevitz. Am Rande des Pansevitzer Holzes wollten die Pferde plötzlich nicht weiter und ließen sich auch durch die Peitsche nicht vorwärts treiben. Da stieg der Bauer, welchem Pferd und Wagen zugehörten, ab, um zu sehen, was es gäbe. Er sah aber nichts, merkte jedoch bald, woran er war, denn er verstand auch etwas von der sogenannten schwarzen Kunst. Er zog stillschweigend seinen Rock aus, hängte denselben an einen nahen Baumast und begann, mit einem dicken Knittel auf den Rock loszuschlagen. Gleich beim ersten Schlage zuckte der Bauer auf dem Wagen zusammen, dann fing er an, sich wie ein Wurm zu winden, und zuletzt wimmerte er ganz erbärmlich und bat seinen Nachbar, er möge doch aufhören, ihn zu prügeln. Der andere aber hörte nicht eher damit auf, als bis jener versprach,

daß er seine Künste nicht weiter treiben wolle. Dann zog der Bauer seinen Rock wieder an, und nun zogen die Pferde ganz wie früher.

Mitgeteilt aus Gingst.



X.

Werwolf.

110. Werwölfe auf Rügen.

In früheren Zeiten hörte man auf Rügen von Werwölfen noch recht oft und viel erzählen; jetzt sind diese Geschichten jedoch meist vergessen. Nur das eine weiß man noch, daß es vordem viele alte Weiber gegeben hat, welche es verstanden, sich in einen Werwolf zu verwandeln und welche in dieser Gestalt dann gewissen Leuten, auf die sie es abgesehen hatten, vielen Schaden zugefügt haben.

Mitgeteilt von W. Reussner in Samtens. — Daß die Insel Rügen im Verhältnis zu dem übrigen Pommern an Werwolfsagen arm ist, hat seinen natürlichen Grund darin, daß der Wolf seit Jahrhunderten auf Rügen ausgerottet ist. Schon Kanzow berichtet um das Jahr 1540 als „ein seltsam Ding“, daß es auf Rügen keine Wölfe gebe. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges fanden sie sich allerdings zeitweilig wieder ein, aber im Jahre 1695 oder 1697 fand die letzte Wolfsjagd auf Rügen statt. Zur Ausrottung der Wölfe war in letzter Zeit eine Wolfssteuer erhoben worden.

111. Der Werwolf von Jarnitz.

In der Nähe von Jarnitz hauste ein Werwolf, der die Eigenschaft besaß, sich in alle möglichen Gestalten verwandeln zu können. Dieser Werwolf brach alle Nacht raubend in die Schafhürden ein; denn dazumal blieben

die Schafe des Nachts noch draußen auf freiem Felde und wurden in die Hürden getrieben. Der Schäfer hatte dem nächtlichen Räuber schon mehrere Nächte hinter einander mit geladenem Gewehr aufgelauert. Er hatte den Werwolf auch bereits mehrere Male getroffen, wie er deutlich gesehen hatte. Aber die Kugeln schienen ihm nicht geschadet zu haben, denn jedesmal war er mit seiner Beute entkommen. — Da aber lud der Schäfer sein Gewehr mit Kugeln aus Erbsilber, die niemals ihre Wirkung verfehlen, und glaubte, nun des Erfolges sicher sein zu können. Der Werwolf erschien seiner Gewohnheit gemäß auch diese Nacht. Als er sich aber den Hürden näherte, merkte er sofort, daß der Schäfer ihm diesmal „was anhaben könne". Deshalb verwandelte er sich schnell in Menschengestalt, ging auf den Schäfer los und sagte zu diesem in vertraulichem Tone: „Du wußt mi doch woll nich dot scheeten!" Darüber wurde der Schäfer so bestürzt, daß er das Gewehr, welches er schon angelegt hatte, wieder absetzte. Der Werwolf aber hat nie wieder ein Schaf aus den Jarnitzer Schafhürden zu rauben gewagt.

Mündlich aus Strüßendorf.



XI.

Die Mahrt.

112. Die Mahrt bei Menschen.

Das Alpdrücken wird im Volksmunde gewöhnlich „Mohrrieden" genannt. Es liegt dabei die Vorstellung zu Grunde, daß ein Nachtgespenst, welches Mahrt heißt, sich dem schlafenden Menschen auf die Brust legt und ihn „reitet".

Die Mahrt ist nach der Meinung des Volkes nichts weiter, als die Gedanken eines anderen Menschen, welche bei Nachtzeit durch das Schlüsselloch oder durch irgend eine Ritze oder Spalte der Tür ins Zimmer kommen, um den Schlafenden heimzusuchen. Die Mahrt hat entweder die Gestalt eines Marders oder kommt als schwarze Katze. Gewöhnlich kriecht sie von den Füßen aus langsam aufwärts bis zum Herzen hin oder bis auf die Brust hinauf. Hier bleibt sie dann liegen und fängt an, ihr Opfer zu quälen und zu ängstigen. Die Brust des Schlafenden wird dann eng zusammengeschnürt, und gerne möchte er schreien und um Hilfe rufen, wenn er nur könnte. Wer erst einmal von der Mahrt geritten ist, hat alle Nächte von derselben Mahrt dasselbe zu leiden.

Glücklicherweise kennt man aber verschiedene Mittel, um den nächtlichen Gast loszuwerden. Das einfachste ist, sich von einem Stubengenossen laut mit Namen rufen zu lassen, sobald das ängstliche Stöhnen der Brust die Anwesenheit der Mahrt kundgibt. Noch besser ist es, wenn der Name des Geplagten rückwärts gerufen wird, also zuerst der Vatername und dann der Vorname. Doch wird die Mahrt dadurch keineswegs verhindert, in der nächsten Nacht wiederzukommen.

Ein anderes Mittel ist es, wenn man die Mahrt, sobald sie in Tätigkeit ist, auf den nächsten Morgen zum Frühstück einladet. Dann muß die betreffende Person am andern Morgen erscheinen und man kann Abrechnung mit ihr halten.

Ferner kann man die Mahrt auch gleich in der Nacht einfangen, wenn man das Schlüsselloch verklebt, sobald man gemerkt hat, daß sie im Zimmer ist; oder man schlägt mit einem nassen Tuch nach ihr, oder man greift, wenn man von der Mahrt bedrückt wird, schnell zu und hält das, was man erfaßt hat, energisch fest. Dann muß der betreffende Mensch, dessen Gedanken als Mahrt den nächtlichen Besuch abgestattet haben, am anderen Morgen kommen und Abbitte tun, und vor weiteren nächtlichen Besuchen ist man ein für allemal sicher. Will man dieses letztgenannte Mittel anwenden, so ist es empfehlenswert, sich am Abend vorher Fausthandschuhe, die rauhe Seite nach außen gewendet, anzuziehen.

Oft sind es die wunderlichsten Dinge, welche man beim Zugreifen in die Hand bekommt. Einmal ist es passiert, daß ein von der Mahrt geplagter Mann beim Zugreifen eine Pflaume erfaßte, welche er sogleich ver-

zehrte. Am andern Morgen war ihm sehr übel, bis er eine Menge Knochen ausspie.

Ein anderer bekam, als er nach der Mahrt griff, eine Stecknadel in die Hand, welche ihn durch ihr Stechen heftig schmerzte. Er hielt sie aber fest, und am andern Morgen saß vor seinem Bette eine ihm bekannte Frau, welche ihn dringend bat, sie doch für dieses Mal noch frei zu lassen.

Ein anderes Mal erschien die Mahrt als Apfel, als Backbirne, als Feder, als Maus usw.; am häufigsten trifft man sie jedoch in der Gestalt eines Roggen- oder Strohhalmes an. Einen solchen Halm erfaßte einmal ein Knecht auf Wittow, der viel von der Mahrt zu leiden hatte; sogleich riß er die Ähre ab und warf den Halm vor die Tür. Am nächsten Morgen lag an Stelle des Halmes ein Mädchen ohne Kopf da.

Auf Jasmund ist es einmal passiert, daß ein Knecht von einem solchen Strohhalm, den er in die Hand bekommen hatte, das dünnere Ende in das dickere steckte und den Halm alsdann an einen Nagel hängt. Am folgenden Morgen hing daselbst ein altes Weib, die Füße mit den Schultern verbunden.

Weiter hört man auch als ein gutes Mittel gegen das Mahrtreiten empfehlen, ein altes Karrenrad unter das Bett zu legen, dann muß die Mahrt, anstatt den Menschen zu reiten, so oft im Zimmer herumlaufen, als das Rad sich schon um seine Achse gedreht hat.

Endlich ist auch das ein probates Mittel gegen das Mahrtreiten, wenn man Abends beim Zubettegehen seine Pantoffeln umgekehrt vor das Bett stellt, so daß die Fußspitzen ins Zimmer zeigen; dann kann die Mahrt nicht auf das Bett kommen. Denselben Erfolg hat es,

wenn man einen alten abgefegten Reisigbesen unter das Bett legt.

Vielfach hat man bemerkt, daß gerade die schönsten Mädchen des Nachts als Mahrt umgehen. Oft kommen sie aus weiten Ländern, meist aus England, herbeigeeilt. Fängt man eine solche Mahrt, so kann man sie zur Ehe zwingen, indem man ihr die Kleider fortnimmt. Doch muß man sich hüten, ihr dieselben später zurückzugeben, denn alsbald wird sie auf Nimmerwiedersehen in ihre frühere Heimat zurückkehren.

113. Die Pferdemahrt.

Es werden aber nicht bloß Menschen, sondern bisweilen auch Pferde von der Mahrt heimgesucht. Wenn das geschieht, so zeigen sich beim Pferde dieselben Erscheinungen, wie beim Menschen. Auch das Pferd fängt an zu stöhnen und zu ächzen, wenn es von der Mahrt geritten wird, und am andern Morgen sind die Mähnen gewöhnlich ganz verwirrt oder auch wohl zusammengeknüpft und in kleine Zöpfe geflochten, und der Leib des Tieres ist ganz mit Schweiß bedeckt. Äußerlich kann man solche Pferde daran erkennen, daß sie meist sehr „schlank und rank“ sind und auch trotz des besten Futters niemals fett werden.

In Bezug auf das Einfangen und Vertreiben der Pferdemahrt gilt dasselbe, wie von der Mahrt, welche den Menschen reitet.

Ein besonderes Mittel, die Pferdemahrt zu bannen, hat ein Knecht aus Seedorf erfunden. Derselbe hatte ein Pferd, welches allnächtlich von der Mahrt entsetzlich geplagt wurde. Da stand er eines Nachts, als das Pferd wieder laut ächzte und um sich schlug, von seinem

Bette auf und goß einen Eimer voll Wasser von rechts nach links über das Pferd. Nun wurde dasselbe ruhig; zugleich aber stand vor dem Knechte eine hübsche, junge Dame. Die sagte, sie wäre aus England, und bat ihn, er möchte sie doch wieder freilassen; das könne jedoch nur geschehen, wenn er einen zweiten Eimer voll Wasser von links nach rechts über das Pferd gieße. Der Knecht tat das, und alsbald verschwand die Dame und ist auch niemals wieder gekommen.

Vor allen Dingen aber muß man sich hüten, die zusammengewirrten Teile der Mähne abzuschneiden, sonst bekommt man selbst die Mahrt.

Gewöhnlich läßt man der Pferdemahrt ruhig ihren Willen; denn man hat bemerkt, daß diejenigen Tiere, welche von der Mahrt geritten werden, von keiner Krankheit befallen werden und auch gegen jede Art von Behexung geschützt sind.

114. Die Mahrt bei Kälbern.

Auch Kälber werden zuweilen von der Mahrt geritten. Sie verlieren dann allen Appetit und mögen selbst die fetteste Milch nicht saufen; vor Angst schwitzen sie so stark, daß ihr Leib des Morgens oft ganz naß ist. Wenn der Landmann diese Wahrzeichen an den Kälbern bemerkt, dann weiß er genau Bescheid, denn „de het de Muhr räden“.

Mündlich aus verschiedenen Teilen der Insel.



XII.

Irrlichter.

115. Irrlichter auf Rügen.

Wenn man des Abends oder Nachts über Kirchhöfe, Wiesen oder sumpfige Gegenden geht, so sieht man wohl oft kleine Lichterchen auf dem Erdboden, die bald hell aufflammen, bald nur schwach glimmen, die einmal hier auftauchen und bald an einer anderen Stelle sichtbar werden. Diese Flämmchen sind allgemein bekannt unter dem Namen Irrlichter.

Was die Entstehung der Irrlichter betrifft, so glaubt man allgemein, daß es brennendes Geld sei. Wenn man das Glück hat, die Flamme zu löschen, so kann man sich ungehindert des Geldes bemächtigen, und gewöhnlich findet man eine hübsche Summe bereit liegen. Am leichtesten läßt sich die Flamme auslöschen, wenn man irgend ein Kleidungsstück, entweder den Rock oder die Mütze, darüber wirft.

Aber ein solcher Versuch gelingt nur in den seltensten Fällen, und viele Menschen, die sich darauf eingelassen haben, mußten es nachher bitter bereuen. Denn sobald jemand auf ein solches Irrlicht losgeht, so bewegt sich dasselbe vom Flecke und lockt den Menschen immer

hinter sich her, über Steine und Gräben, über Sümpfe und Wiesen fort. Plötzlich erlischt das Irrlicht, und der Mensch sinkt bis ans Knie in den Sumpf, daß er nicht ohne fremde Hilfe wieder herauskommen kann. Diese kann ihm aber erst zuteil werden, wenn der Morgen angefangen hat zu grauen.

Andere glauben, die Irrlichter seien die Seelen kleiner Kinder, welche vor der Taufe gestorben sind, oder die Seelen Erwachsener, welche eines gewaltsamen Todes — durch Mord oder Selbstmord — gestorben sind und deshalb im Grabe keine Ruhe finden können. Als sich vor ungefähr fünfzig Jahren in der Nähe von Wiek auf Wittow eine Frau nebst ihrem kleinen Kinde erhängte und bald darauf zwei Irrlichter an der Stelle erschienen, sagten sogleich alle Leute, diese Lichter seien die Seelen der Selbstmörderin und ihres Kindes, die keine Ruhe finden könnten.

Mündlich.

116. Irrlichter führen einen Knecht in die Irre.

Irrlichter sind kleine blaue Flämmchen, welche in schönen Sommernächten aus der Erde herauskommen. Der einsame Wanderer, der sie erblickt, fühlt sich zu ihnen hingezogen und folgt ihnen oft meilenweit nach, und das Merkwürdige dabei ist, daß er keine Müdigkeit dabei empfindet. So lange die kleinen Flämmchen leuchten, kommt ihm die Gegend stets bekannt vor, und es ist ihm, als ob er sich immer noch in der Nähe des Gutes oder Dorfes befinde. Sobald dann aber das Irrlicht erlöscht, irrt er plötzlich in einer wildfremden Gegend umher, in der er sich nicht zurechtfinden kann.

Wenn man ein solches Flämmchen niederschlägt, hat man ein Goldstück in der Hand.

Auf der bei Crimvitz gelegenen Bleiche kann man des Abends viele Irrlichter sehen. Ein Knecht von Crimvitz ging einst einem Irrlicht nach, welches ihn auf zahllosen Kreuz- und Querwegen so vollständig irre leitete, daß er nicht aus noch ein wußte. Schließlich befand er sich, als der Morgen bereits zu dämmern anfing, in der Nähe von Teschenhagen bei Bergen, wo ihn andere Knechte antrafen und auf den rechten Weg wiesen.

Umgegend von Putbus. O. Haas.



XIII.

Der Tod.

117. Der Tod und der Besenbinder.

Es war einmal ein Besenbinder, der lebte in recht ärmlichen Verhältnissen und hatte dabei eine große Zahl von Kindern zu ernähren. Als ihm nun wieder ein Kind geboren war, suchte er nach einem reichen Manne, um denselben zum Paten einzuladen. Die reichen Leute wollten aber nicht bei dem Kinde eines so armen Mannes Pate sein, und als sich der Besenbinder nun an die armen Leute mit seiner Einladung wendete, schlugen diese es ihm auch ab, weil er zu ihnen nicht zuerst gekommen war. Da wurde der Mann ganz traurig, und er beschloß, den ersten besten, der ihm auf der Landstraße begegnen würde, als Paten zu bitten. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er einen solchen gefunden; das war aber kein anderer als der Tod.

Als nun das Kind getauft war, sprach der Tod zu dem Besenbinder: „Ein Patengeschenk kann ich dir nicht geben, aber ich will dich dafür eine Kunst lehren, die dich zum reichen Manne machen kann. Gib also genau acht. Du kannst mich bei jedem Kranken finden: ent-

weder stehe ich zu seinen Häupten oder zu seinen Füßen. Siehst du mich zu seinen Füßen stehen, so wird der Kranke gesund werden, und wenn es scheinbar noch so schlecht mit ihm stehen sollte. Siehst du mich aber zu seinen Häupten, so ist dem Kranken nicht mehr zu helfen." Diese Lehre machte sich der arme Besenbinder zu nutze, und es dauerte nicht lange, so war er ein berühmter Arzt, der von weit und breit Zulauf hatte.

Da begab es sich, daß der Besenbinder selbst sterben sollte. Er sah den Tod zu seinen Häupten stehen und wußte nun ganz genau, wie es mit ihm stand. Aber er wußte auch ein Mittel, um die Absicht des Todes zu vereiteln. Er rief nämlich vier Knechte herbei, die mußten ihn umdrehen, und als der Tod seinen Standpunkt nun auch veränderte, ließ sich der Besenbinder wieder umdrehen, und so fort, bis der Tod dieser Sache endlich überdrüssig wurde und abging. Im Abgehen aber sagte er drohend: „Ich will gerne alles tun, aber niemals wieder einen Arzt meine Kunst lehren."

Mündlich aus Trent.

118. Eine Hellseherin.

Solche Leute, welche zu einer Zeit geboren sind, wo in der Kirche das heilige Abendmahl erteilt wird, können mehr sehen als andere Menschenkinder. Im Witwenhause zu Trent lebte auch eine solche Frau, die wußte immer acht Tage vorher, wenn jemand starb, auch wenn der Betreffende nicht in dem Kirchspiel wohnte. — Nun befindet sich in Trent das Erbbegräbnis einer alten adligen Familie, welche ihren Wohnsitz in Putbus hat; starb hier ein Mitglied der Familie, so ward die Leiche jedesmal nach Trent geschafft und im dortigen

Gewölbe beigesetzt. So oft aber ein solcher Fall eintrat, sagte die Alte regelmäßig einige Tage vorher zu dem Küster: „'T kümmt bald wat öwer Land, un't is 'n bäten mihr as all' Dag'!“ — Wenn man sie fragte, wie sie das voraussagen könne, gab sie stets unbestimmte oder ausweichende Antworten. Nur einmal hat sie jemand, der sie darnach fragte, geantwortet, daß es ihr zu Füßen läge, wie ein Maulwurfshügel.

Mündlich aus Trent.

119. Vorherverkündigung eines Todesfalles.

In Trent existierte vor Jahren eine kleine Musikkapelle, welche aus einem Schuhmacher und einem Weber und deren Gesellen bestand. Eines Tages spielten sie auf einer Hochzeit in Trent, bei welcher es sehr lustig und fröhlich herging; plötzlich aber wurde der Schuhmacher kreideweiß im Gesicht, und ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und ging von dannen. Als er nach Hause gekommen war, erzählte er, er habe mitten in dem fröhlichen Hochzeitsjubel plötzlich einen Leichenzug vorüberziehen gesehen, und in dem Sarge habe sein Kamerad, der Weber, gelegen. Man suchte dem Schuhmacher nun zwar einzureden, er habe sich wohl getäuscht; aber er ließ sich nicht bewegen, zur Hochzeit zurückzukehren und weiter zu spielen.

Zwei Tage später wurde der Weber krank und verstarb unmittelbar darauf.

Mündlich aus Trent.



XIV.

Wiedererscheinende Tote, Gespenster und Spukerscheinungen.

---

120. Eine Verstorbene holt sich ein ordentliches Totenhemde.

Auf Ummanz lebte vor Jahren eine tüchtige Pächtersfrau, welche in ihrem Leben fleißig gesponnen und das Ihrige sorgsam zu Rate gehalten hatte. Als sie starb, zogen die habgierigen Verwandten ihr ein Hemd an, welches nur einen Ärmel hatte. Da hörte man des Abends, als die Leute in der Stube saßen und spannen, ein eigentümliches Geräusch vor dem Fenster, und gleichzeitig sah man eine Gestalt mit einem weißen Laken, die sprach!

Rauh, rauh, rauh!
Du kriegst bloß'n Hemd mit eener Mauj.

Alle erschraken, wußten aber sofort, worauf das hinausging. Man legte daher am folgenden Abend ein neues vollständiges Hemde vor das Fenster. Dasselbe war am andern Morgen verschwunden, und seitdem hat sich die Tote nicht wieder gezeigt.

Mündlich durch Konrektor P. Grützmacher.

121. Die Toten auf dem Trenter Kirchhofe.

Eine Frau, welche kürzlich Witwe geworden war, hatte auf dem Pfarrhofe zu Trent gewaschen. Als sie abends nach Hause ging, führte sie ihr Weg über den Kirchhof. Unwillkürlich mußte sie an die Verstorbenen denken, und leise flüsterte sie vor sich hin: „Wie ruht ihr hier so friedlich und sanft!“ Da antwortete plötzlich eine Stimme aus den Gräbern: „Aber nicht alle.“

Mündlich aus Trent.

122. Die unverweste Leiche.

In Bergen lebte einst ein Mann, welcher seine Frau und sein kleines Kind treulos im Stiche ließ. Da wünschte ihm die Frau an, wenn er tot sei, solle sein Leichnam nicht verwesen. Und so geschah es auch. Denn als die Leiche des Mannes nach fünfzig Jahren ausgegraben wurde, um einer neuen Leiche Platz zu machen, fand der Totengräber den Leichnam in unverwestem Zustande vor. Er zeigte es dem Pastor an, und dieser ließ die Leiche in das Leichenhaus schaffen, wo sie zunächst im Keller niedergelegt wurde.

An demselben Abend hatte der Pastor eine Gesellschaft reicher Edelleute bei sich. Diese hörten mit Staunen die Erzählung von dem unverwesten Leichnam, und gar zu gerne hätten sie sich durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugt. Es war ihnen aber zu schauerlich, bei Nachtzeit in das Kellergewölbe des Leichenhauses hinabzusteigen, und so boten sie der Dienstmagd des Pastors, welche durch ihre Furchtlosigkeit bekannt war, hundert Taler, wenn sie die Leiche herbeiholen wolle. Das Mädchen erklärte sich dazu bereit und brachte die Leiche zur Stelle, welche auf den Tisch gelegt



Der Schmachter See.



Dünenbild von der Schmalen Heide bei Binz.

und von allen Seiten beschaut wurde; sie machte den Eindruck, als wäre der Mann erst vor ganz kurzer Zeit gestorben, da kein Glied verwest war. — Hierauf sollte das Mädchen die Leiche wieder fortschaffen, aber sie hatte sich so sehr gegraut, daß sie sich nicht dazu verstehen wollte. Da boten ihr die Gäste zweihundert Taler, und nun nahm sie den Leichnam, um ihn wieder nach dem Leichenhause zu tragen.

Das Leichenhaus lag unmittelbar neben der Kirche, an derselben Stelle, wo jetzt das Küsterhaus steht. Als nun das Mädchen mit der Leiche an der Kirchtür vorbeikam, ward die Leiche plötzlich lebendig, und der Mann flehte sie inständig an, in die Kirche hineinzugehen und seine Frau und sein Kind, die in der Kirche wären, für ihn um Vergebung zu bitten, denn eher könne er keine Ruhe finden. Das Mädchen erfüllte die Bitte des Mannes und trat in die Kirche. Hier fand sie ein brennendes Licht auf dem Altar, und um dasselbe herum ging eine Frau mit lang wallendem Haare, ein Kind auf dem Arme tragend und laute Klagen ausstoßend. Das Mädchen bat die Frau, daß sie ihrem Manne vergeben möge, aber sie blieb stumm. Da wurde das Mädchen von heftiger Furcht ergriffen, sie floh aus der Tür und rief: „Es ist alles vergeblich!" worauf der Mann alsbald verschwand. Das Mädchen kehrte in das Haus des Pastors zurück und empfing hier das ausbedungene Geld, aber am anderen Morgen fand man sie tot im Bette.

Mündlich aus Bergen.

123. Der bestrafte Mörder.

Ein reicher Mann hatte eine Liebschaft mit einem armen, hübschen Mädchen. Bald bereute er aber dieses

Verhältnis, da er an einem anderen, zwar weniger hübschen, aber sehr reichen Mädchen Wohlgefallen fand. Dieses riet ihm, er möge sich das andere Mädchen doch vom Halse schaffen. Er leistete dem bösen Rate Folge und gab seiner ersten Braut Gift ein. Da dieses aber nicht die gewünschte Wirkung hatte, so führte er sie in den Wald, stach sie tot und verscharrte sie unter einem Baume. Diesen Vorgang sah der Schäfer des Herrn; aus Furcht schwieg er aber darüber. Nach einiger Zeit kam der Jäger an dieselbe Stelle im Walde; da sah er eine weiße Taube auf dem Baume sitzen. Er legte auf sie an, aber das Gewehr versagte ihm. Nun verwandelte sich die Taube in eine weiße Gestalt, welche auf den Jäger zuschritt. Dieser sprach: „Bist du etwas Gutes, so rede mit mir zu dieser Stunde!" Darauf zeigte die Gestalt auf den Boden und verschwand. Der Jäger grub an der Stelle nach und fand bald die Leiche des Mädchens. Der Mörder, welcher zur Verantwortung gezogen wurde, leugnete zwar anfangs; aber da der Schäfer als Zeuge gegen ihn auftrat, mußte er die Tat eingestehen und wurde hingerichtet.

Mündlich aus Bergen.

124. Der Spuk bei Poseritz.

In der Nähe von Poseritz zur Linken der Landstraße, welche nach Altefähr führt, liegt ein großes Torfmoor. Dort hat seit alter Zeit der Teufel sein Unwesen getrieben, und viele Menschen, die in der Nähe wohnten oder die Landstraße zur Nachtzeit benutzen mußten, haben mit dem Spuk zu tun gehabt. Das hat so lange gewährt, bis sich vor einigen Jahrzehnten ein Pastor aus Poseritz der Sache annahm und den

Teufel ein für allemal gebannt hat. Seitdem hat sich der nächtliche Spuk nicht wieder sehen lassen.

Mitgeteilt von Chr. Jasmund in Bergen. — Vgl. Dalmer: Wur M. Geist ut Poseritz den Düwel utdreben häd ut de hollen Wege. Stralsund 1868. Abgedruckt in: Dre Rügensche Lööschens, vertellt in Rügensch Plattdütsch. 2. Uplage. Stralsund 1872.

125. Der Spuk in den Sehler Tannen.

Vor einer Reihe von Jahren wurde ein Mann aus Mölln-Medow, der seine eigenen Kinder ums Leben gebracht hatte, in den Sehler Tannen hingerichtet und sein Leichnam daselbst eingescharrt. Der Mann kann aber in der Erde keine Ruhe finden, und Nacht für Nacht wandelt er als Ohnekopf, in ein weißes Laken gehüllt, in den Tannen umher. Viele Leute, welche die durch die Tannen führende Landstraße zur Nachtzeit benutzten, haben ihn dort gesehen; meist geht er vorne an in den Tannen neben der Landstraße her; das schauerlichste aber ist, daß er mit dem Wanderer immer gleichen Schritt hält. Wenn die Tannen zu Ende sind, macht er Kehrt.

Mündlich aus Mölln-Medow. — Der Tagelöhner Friedrich Lüders ermordete am 21. April 1844 seine beiden Kinder, zwei Knaben im Alter von 9 und 5 Jahren, in den Sehler Tannen und wurde am 14. Februar 1847 ebendort hingerichtet.

126. Spuk zu Carnitz.

Im Carnitzer Schlosse zeigt sich zuweilen eine weiße Frau, welche ein großes Schlüsselbund in der Hand trägt. Sie geht treppauf, treppab und durch alle Gemächer und Zimmer. Die Dienstmädchen haben die Spukgestalt oft genug gesehen; sie zeigt sich besonders häufig, wenn die Gutsherrschaft verreist ist. Das Er-

8*

scheinen der weißen Frau ist um so wunderbarer, als das Schloß erst vor sechzig Jahren neu durchgebaut ist.

Mündlich aus Gingst.

127. Der Spuk in Renz.

In Renz lebten zur Zeit des Mittelalters drei Brüder. Zwei von ihnen waren Raubritter und als solche in der ganzen Umgegend gefürchtet; der dritte aber war fromm und gottesfürchtig und wollte sich an dem gottlosen Treiben seiner Brüder nicht beteiligen. Als die beiden Raubritter es aber zu arg trieben, verbündete sich der dritte Bruder mit einem gleichgesinnten Freunde und zog, mit diesem vereint, vor die Burg Renz, um den bösen Brüdern ihr Handwerk zu legen. Diese aber besiegten die beiden Freunde, nahmen sie gefangen und führten sie in Ketten auf ihre Raubburg. Hier spannten sie den Bruder auf die Folter, schnitten ihm alle Gliedmaßen einzeln ab und ließen ihn so eines martervollen Todes sterben. Den Freund ihres Bruders brachten sie in den noch jetzt erhaltenen, unterirdischen Gang, banden ihn an den Pfahl, an welchem die Gefangenen ausgepeitscht zu werden pflegten, und ließen ihn dort verhungern.

Seit der Zeit lag ein schwerer Fluch auf der Burg Renz und ihren Bewohnern, und die Geister der unschuldig Ermordeten sollen noch jetzt zur Nachtzeit in den unterirdischen Gängen herumspuken.

Umgegend von Putbus. O. Haas.

128. Der Spuk in Spyker.

In Spyker, der alten Besitzung der Wrangels, ist es nicht richtig. Im Turm da spukt es. Als sie ihn bauten, heißt es, fiel er immer über Nacht ein, bis sie

einen Menschen einmauerten. Der geht nun um. Nach anderen ist daselbst ein unheimliches Gemach, da ist einer zu Tode gekommen, und der ist es, der umgeht.

Verhandl. der Berl. Ges. für Anthrop. 1891 S. 456. — Über die angebliche Hinrichtung des Grafen Wrangel in Schloß Spyker vgl. A. Haas: Rügensche Skizzen, Greifswald 1898, S. 29—41. — Über das Einmauern eines Menschen vgl. unten Nr. 195.

129. Spuk in den Kaiseritzer Weiden.

An der Landstraße, welche von Bergen nach Zirkow und Mönchgut führt, stehen in der Nähe von Kaiseritz zu beiden Seiten des Weges alte Weidenbäume, welche zum Teil schon sehr verkrüppelt sind. In diesen Weiden soll sich des Nachts häufig ein Spuck zeigen, welcher Menschen und Pferde in Schrecken setzt. Und so ist es schon von alter Zeit her gewesen; selbst die ältesten Leute wissen es nicht anders, als daß „de Kaiseritzer Wieden" immer in Verruf gewesen sind. Eine alte Frau, welche den Weg durch die Kaiseritzer Weiden oft zur Nachtzeit machen mußte, erzählte, daß sie dort an einer bestimmten Stelle immer einen Mann ohne Kopf habe sitzen sehen. — Eine andere Frau, welche eines Abends von Kaiseritz nach Bergen ging, bemerkte plötzlich, als sie in die Nähe der Weiden kam, daß eine tierähnliche Gestalt auf dem zur Seite der Landstraße laufenden Fußsteige neben ihr herging, während sie selbst die Mitte der Straße hielt. Der Spuk verließ sie nicht eher, als bis sie dicht vor Bergen angekommen waren; dann war er plötzlich verschwunden. — Noch andere Leute erzählen, daß ein früherer Besitzer von Kaiseritz, welcher einst einen Mann an der Stelle erschlagen und sich nachher von dem Morde abgeschworen hat, dort als Spukgestalt umgehe.

Mündlich aus Bergen.

130. Spukerscheinung bei Heide auf Ummanz.

Wenn man von Heide auf Ummanz nach dem Gutshofe Ummanz geht, kommt man über eine Brücke, an welcher man allnächtlich eine eigentümliche Spukerscheinung erblickt. Auf jeder Seite von dieser Brücke befindet sich je eine hohe Pappel, und in einer dieser Pappeln kann man jede Nacht eine Frau sitzen sehen, welche ein Spinnrad vor sich stehen hat und spinnt.

Mündlich aus Gingst.

131. Der Spuk an der Brehner Brücke.

Nördlich von Gingst an der Landstraße, welche nach Silenz zu führt und nachher auf die Trenter Chaussee mündet, liegt die Brehner Brücke, welche nach einer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingegangenen Ortschaft Brehne benannt ist. Auf beiden Seiten der Brücke stehen mehrere hohe Bäume, welche in der Umgegend weithin sichtbar sind. An dieser Brücke soll es zur Nachtzeit nicht recht geheuer sein, und in der Umgegend erzählt man sich die schauerlichsten Dinge von dem Spuk, der hier sein Wesen treibt. Schon oft sind die Pferde von Fuhrwerken, welche die Brücke zur Nachtzeit passieren mußten, scheu geworden und durchgegangen. Bei einer solchen Gelegenheit ist einmal ein Kutscher vom Bocke geschleudert worden und so unglücklich auf die Erde gefallen, daß er auf der Stelle tot war.

Ein anderes Mal hat ein Pächter aus der Nähe von Trent nähere Bekanntschaft mit dem Spuk gemacht. Der Mann war nach Gingst geritten, um den Arzt zu befragen, und machte sich erst am späten Abend auf, um nach Hause zurückzukehren. Als er in die Nähe der

Brehner Brücke kam, fing das Pferd an, alle Zeichen der Angst und des Schreckens zu geben: es prustete und schnob, richtete sich in die Höhe und stand kerzengerade auf den Hinterbeinen. Der Reiter, der selbst von Entsetzen und Schrecken gepackt wurde, gab dem Pferde mit aller Kraft die Sporen, und dieses setzte denn auch in einem wilden Sprunge über die Brücke hinüber. Kaum aber hatte der Mann die Brücke hinter sich, so erhielt er von unsichtbarer Hand einen überaus heftigen Schlag ins Genick, sodaß ihm der Hut vom Kopfe flog. Das Pferd raste in stürmischem Galopp davon und ließ sich erst in den Ganschvitzer Tannen einigermaßen beruhigen. Der verlorene Hut konnte jedoch nicht wiedergefunden werden.

Mündlich aus Gingst und Trent.

132. Der schwarze Pudel vom Rugard.

Ein Mann aus Bergen pflegte abends spät auf seinem, in der Nähe des Rugards gelegenen Acker zu arbeiten, und selten kehrte er vor Mitternacht nach der Stadt zurück. So traf es sich auch einmal, daß er um 12½ Uhr, also so recht mitten in der Geisterstunde, am Rugard vorbei mußte; der Mond schien hell, und in der ganzen Natur herrschte eine tiefe, feierliche Stille. Da gewahrte er plötzlich zur Seite seines Fuhrwerks einen großen schwarzen Pudel, welcher ihn freundlich ansah und gegen den Wagen ansprang. Mitleidsvoll stieg der Mann ab und setzte den Pudel auf den Wagen, denn er glaubte, der Hund habe sich verlaufen. Als er ihn aber einige Zeit bei sich gehabt und gestreichelt hatte, fuhr der Pudel plötzlich auf, fletschte die Zähne und spie Feuer und Flammen aus seinem Rachen. Voller

Angst warf der Mann ihn hinunter vom Wagen, worauf der Hund vor die Pferde lief und auch diese anblies, sodaß sie stehen blieben. Nun hieb der Mann mit aller Gewalt auf die Pferde ein, jedoch vergeblich; dann betete er in seiner Angst: „Herr Jesu Christ, hilf mir aus dieser Not!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so war der Pudel spurlos verschwunden. Der Mann hat jedoch nie wieder so spät am Rugard gearbeitet.

Mündlich aus Bergen.

133. Der Schäfer in der Bullerhürn.

Ein Schäfer ging eines Abends von Kuhl, wo er seine Braut besucht hatte, nach Lüttkevitz. Auf dem Wege, den er in stockdunkler Nacht machen mußte und der ihn an der verrufenen „Bullerhürn“ vorbeiführte, dachte er an seine Braut und hielt leise Zwiesprache mit ihr von dem zukünftigen Glücke. So sagte er auch unter anderem:

Wenn wi uns hebben,
Köpen wi uns 'ne Koh.

Plötzlich hörte er Schritte hinter sich, und eine rauhe Stimme rief:

Wenn wi uns hebben,
Stählen wi uns 'n Vorrefatt dorto.

Der Schäfer erschrak heftig, aber der Gedanke an seine Liebste flößte ihm Mut ein, und er erwiderte:

Wenn wi uns hebben,
Köpen wi uns 'n Goren.

Sogleich aber fuhr die Stimme fort:

Wenn wi uns hebben,
Sall dat Hus nich lang ok wohren.*)

*) Das Haus soll nicht lange auf sich warten lassen.

Und nun wurde der Schäfer von einer unsichtbaren Gewalt vom Wege abgedrängt; er geriet auf die nahen Wiesen, über den Hürngraben, der in die Bullerhürn fließt, und weiter an dem Radumpenloche, einem versumpften Brunnen, vorbei in das sumpfige und moorige Gelände, wo die Irrlichter (die Seelen der Selbstmörder, die sich hier ertränkt haben) ihr neckisches Spiel mit ihm trieben. Er mußte bald auf den Hacken, bald auf den Zehen, bald nach rechts, bald nach links gehen, und als er endlich den Mut faßte, sich umzusehen, erhielt er eine mächtige Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging. Zum Glück war jetzt die Geisterstunde zu Ende, und so konnte der Schäfer denn auch bald den rechten Weg wiederfinden, auf welchem er, wenn auch halbtot und mit mehrstündiger Verspätung, sein Ziel erreichte.

Mitgeteilt von Lehrer A. Pennse.

134. Spuk bestraft ein Mädchen mit dem Tode.

Auf einem Gute in der Nähe von Trent machten sich die Mädchen eines Abends graulich. Ein Mädchen aber, welches sich besonders fürchtete, bat schließlich, davon abzustehen. Ein anderes Mädchen ließ sich jedoch keineswegs darin stören, sondern kroch unter das Bett und rief fortwährend: Hu hu hu! Endlich legte sie sich zur Ruhe nieder. Als sie eine Weile gelegen hatte, fing etwas an, an der Bettdecke zu ziehen. Das Mädchen, welches mit ihr im Bette schlief, dachte, es wäre ihre Genossin, die sich am Abend vorher so sehr gegraut hatte. Aber die war es nicht, und niemand wußte, wer an dem Bette ziehen könne. Die beiden Mädchen wachten die ganze Nacht hindurch, aber sie konnten das Bett kaum festhalten, immer wieder wurde daran gezogen.

Am anderen Morgen mußten sie sich reine Hemden anziehen; so sehr hatten sie sich geängstigt. — Ähnlich wie in dieser Nacht, ging es noch ein paar Nächte hindurch. Da nahmen sie einen Schäfer mit einem großen Hunde zur Nacht mit ins Zimmer, ob der vielleicht etwas sehen oder finden könnte. Auch diese Nacht wurde wieder an dem Bette gezogen. Nun stand der Schäfer auf und durchsuchte das ganze Haus. Endlich fand er seinen Hund hinter einer Lade sitzend und furchtbar winselnd: kaum aber hatte der Schäfer die Tür geöffnet, so nahm der Hund mit gesträubten Haaren Reißaus. Am anderen Morgen starb das Mädchen, welches ihre Genossin graulich gemacht hatte, indem sie sich in die Gewinde der Buttermaschine verfing und zu Tode drehte. Von der Zeit an hatten die andern Mädchen Ruhe.

Mündlich aus Freesen.

135. Einem Gespenste darf man nicht aus dem Wege gehen.

I.

Wenn man einem Gespenste begegnet, so darf man ja nicht umkehren, sondern muß ruhig seinen Weg fortsetzen. Sonst kann es einem schlecht bekommen. Das lehrt die folgende Geschichte.

Ein Mädchen aus dem Armenhause in Trent ging eines Nachts über den Kirchhof, da begegnete ihr ein Gespenst. Hierüber erschrak das Mädchen so sehr, daß sie umkehrte. Das Gespenst folgte ihr nun Schritt für Schritt nach, ja es kam mit in das Haus und in die Stube. Das Mädchen wußte vor Angst nicht, was sie tun sollte. Endlich legte sie sich zu Bette. Da sprang das Gespenst auch auf das Bett hinauf. Nun zog das

Mädchen ihre Füße so nahe an sich, als sie nur konnte, und so verbrachte sie eine angstvolle Nacht bis drei Uhr morgens, wo das Gespenst verschwand. Als das Mädchen nun aufstehen wollte, konnte sie ihre Füße nicht wieder gerade strecken und mußte ihr ganzes Leben mit krummen Füßen verbringen. Das war die Strafe dafür, daß sie vor dem Gespenste umgekehrt war.

Mündlich aus Trent.

II.

Ein Totengräber ging eines Abends spät über den Kirchhof. Plötzlich sah er eine weiße Gestalt an sich vorbeihuschen; er drehte schnell den Kopf darnach um, erhielt aber in demselben Augenblicke eine derbe Ohrfeige, infolge deren sein Kopf schief sitzen blieb.

Mündlich aus Trent.

136. Der erlöste Spuk.

Einige Männer waren einst auf dem Wege von Gingst nach Trent. Unterwegs kamen sie an einen Kreuzweg, da fanden sie etwas Weißes auf dem Wege liegen. Einer der Männer hob es auf, aber da hing es plötzlich wie Zentnerlast auf seinem Buckel, und er mußte die Last bis dicht vor Trent tragen. Dann sprang es von seinem Rücken ab, und vor ihm standen ein Knabe und ein Mädchen in weißen Gewändern. Die sprachen: „Du hast uns erlöst," und weg waren sie.

Mündlich.



XV.

Untergegangene Städte, Burgen, Schlösser und Kirchen.

---

137. Die untergegangene Stadt Carow.

In der Nähe des Carower Sees, zwischen Götemitz und Muhlitz, soll in früheren Zeiten eine Stadt namens Carow gelegen haben; die ist aber schon lange vor Menschengedenken zu Grunde gegangen. Nur der Name ist übrig geblieben, denn der See soll nach der Stadt benannt worden sein. Manche wollen auch wissen, daß einige Obstbäume, welche am Rande des benachbarten Gehölzes stehen, aus den Obstgärten der ehemaligen Stadt übrig geblieben seien.

Mündlich.

138. Prinzessin Svanvithe.

Bei der Stadt Garz, da wo jetzt der Wall über dem See ist, hat vor vielen tausend Jahren ein großes und schönes Heidenschloß gestanden nebst herrlichen Häusern und Kirchen, worin die Heiden ihre Götzen gehabt und angebetet haben. Dieses Schloß haben vor langer, langer Zeit die Christen eingenommen, die Heiden totgeschlagen und alles mit Feuer verbrannt.

Damals lebte in dem Schlosse ein alter Heidenkönig, welcher sich von seinen unermeßlichen Schätzen nicht trennen konnte. Daher vergrub er sich tief unter der Erde in einem schönen Saale, welcher aus eitel Marmelsteinen und Kristallen erbaut war. Hier hat er noch viele hundert Jahre gelebt, nachdem das Schloß zerstört war; denn man sagt, die Menschen, welche sich zu sehr an Gold und Silber hängen, können vom Leben nicht erlöst werden und sterben nicht, wenn sie Gott auch noch so sehr um den Tod bitten. So lebte der alte, eisgraue Mann noch viele, viele Jahre und mußte sein Geld bewachen, bis er ganz dürr und trocken ward, wie ein Totengerippe. Da ist er denn endlich gestorben. Zur Strafe aber wurde er in einen schwarzen mageren Hund verwandelt und muß als solcher bei den Goldhaufen liegen und sie bewachen. Nur des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr kommt er auf die Erde, und manche haben ihn gesehen, wie er als graues Männlein mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopf und einem weißen Stock in der Hand umgeht.

Nun begab es sich lange nach diesen Tagen, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der hatte eine wunderschöne Tochter mit Namen Svanvithe. Die war die schönste Prinzessin weit und breit, und es kamen Könige und Fürsten und Prinzen aus allen Landen, die um die schöne Prinzessin warben. Unter diesen befand sich der Prinz Peter von Dänemark, ein über die Maßen feiner und stattlicher Mann, welcher Svanvithes Liebe gewann. Schon hatten sich beide verlobt, und bald sollte Hochzeit werden. Da verbreitete ein Prinz aus Polen, der sich lange vergeblich um die Hand der Prinzessin beworben hatte, das Gerücht, Svanvithe sei keine

züchtige Prinzessin und habe manche Nacht bei ihm geschlafen. Nun reisten alle Freier und auch der Prinz von Dänemark plötzlich ab. Svanvithes Vater aber ergrimmte so sehr in seinem Herzen, daß er seine Tochter hart züchtigte, ihr Haar zerraufte und sie in ein finsteres Gefängnis sperren ließ, damit seine Augen sie nimmer zu sehen bekämen.

In dem Gefängnis saß Svanvithe wohl an drei Jahre, da dachte sie an die Sage vom Heidenkönig im Garzer Schloßwall und wie dieser erlöst werden könne. Wenn nämlich eine Prinzessin, welche noch eine reine Jungfrau ist, den Mut hat, in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr nackt und einsam den Wall zu ersteigen, so wird sie, immer rückwärts gehend, an die Stelle kommen, wo der Eingang zu der unterirdischen Schatzkammer liegt, und alsbald langsam in die Tiefe hinabgleiten. Dort unten aber kann sie sich von den Herrlichkeiten auslesen, was sie will, und bei Sonnenaufgang an das Tageslicht zurückkehren. Was sie aber nicht selbst tragen kann, das muß ihr der alte Geist mit seinen Gehülfen nachtragen. Doch darf sie sich während dieser ganzen Zeit nicht umsehen und auch kein Sterbenswörtchen sprechen.

Dieses Wagestück wollte nun die Prinzessin unternehmen und dadurch ihrem Vater und aller Welt beweisen, daß sie unschuldig und von dem polnischen Prinzen verleumdet sei.

Als ihr Vater ihr die Erlaubnis erteilt hatte, das Gefängnis zu verlassen, und der Johannistag herangekommen war, begab sie sich nach Garz. In der Nacht aber, als es vom Garzer Kirchtum zwölf geschlagen hatte, betrat sie einsam den Wall, tat ihre Kleider von

sich und nahm eine Johannisrute in die Hand, mit welcher sie hinter sich schlug. Nachdem sie eine Weile rückwärts geschritten war, tat sich die Erde unter ihren Füßen auf, und sie sank langsam und sanft in die Tiefe, bis sie in ein schönes, von tausend Lichtern erleuchtetes Gemach kam. Die Wände desselben blitzten von Marmor und diamantenen Spiegeln, und der Fußboden war ganz mit Gold und Silber und Edelsteinen bedeckt. In der hintersten Ecke saß in einem goldenen Lehnstuhl das kleine graue Männchen, das ihr freundlich zunickte. Sie aber winkte ihm nur leise mit der Hand, und alsbald erschien statt seiner eine lange Schar prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen, welche sich ebenso wie die Prinzessin von dem Gold und den Edelsteinen nahmen, so viel sie tragen konnten. Dann trat Svanvithe den Rückweg an, und alle Diener und Dienerinnen folgten ihr. Schon war sie viele Stufen hinaufgestiegen und sah schon das dämmernde Morgenlicht und hörte schon den Lerchengesang, da ward es ihr bange, ob die Diener und Dienerinnen ihr auch folgten. Und sie sah sich um. Aber was erblickte sie? Der kleine graue Mann verwandelte sich plötzlich in einen großen, schwarzen Hund, und der sprang mit feurigem Rachen und funkelnden Augen auf sie los. Und sie entsetzte sich sehr und rief: „O Herr Je!“ Kaum hatte sie das gesagt, so schlug die Tür über ihr mit lautem Knalle zu, die Treppe versank, und alle Lichter erloschen. Svanvithe aber war wieder unten am Boden und konnte nicht heraus. Dort unten sitzt sie nun schon viele hundert Jahre und muß dem alten Könige seine Schätze hüten helfen.

Sie kann aber, sagt man, erlöst werden, wenn einer es wagt, auf dieselbe Weise, wie sie einst in der Johannis-

nacht getan hat, in die verbotene Schatzkammer hinabzufallen. Dieser muß sich dann dreimal vor ihr verneigen, ihr einen Kuß geben, sie an die Hand fassen und sie still herausführen; denn kein Wort darf er bei Leibe nicht sprechen. Wer sie herausbringt, der wird mit ihr in Herrlichkeit und Freuden leben und so viele Schätze haben, daß er sich ein Königreich kaufen kann.

Schon viele haben es versucht, die Prinzessin zu erlösen, aber keinem ist es bisher gelungen. Die Leute erzählen, der greuliche schwarze Hund sei an allem schuld: denn wenn man ihn ansehe, so müsse man aufschreien, und dann schlage die Tür zu und die Treppe versinke und alles sei wieder vorbei.

Nach Arndt: Mährchen und Jugenderinnerungen I S. 10 ff. — Nach einer aus Putbus mitgeteilten Fassung der Sage ist einst vor vielen Jahren ein Schäfer in den Wallberg hinabgestiegen, aber von dort nicht wieder herausgekommen. — In Bezug auf den Namen Svanvithe mache ich darauf aufmerksam, daß nach der skandinavischen Wölundurs-Saga eine der drei Spinnerinnen, die die Königssöhne aus Finnland antreffen, den Namen Hladgur Swanhvit führt.

139. Die untergegangene Stadt Sabenitz.

Auf der Halbinsel Zudar hat früher eine große Stadt mit Namen Sabenitz gelegen, von der jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Als die Chaussee über den Zudar gebaut wurde, hat man noch Trümmer von den Häusern der ehemaligen Stadt und die Grundfesten der Kirche von Sabenitz aufgefunden. Auch der Name einer von Puddemin nach Grabow führenden Straße, welche im Volksmunde „Schörtstrat“ heißt, wird mit der untergegangenen Stadt in Zusammenhang gebracht.

Mündlich von A. Peuß in Dalkvitz. — Möglicherweise enthält diese Sage eine Erinnerung an die um 1300 gegründete Stadt Rügendal, welche an der Puddeminer Inwiek lag, aber bald

nach ihrer Gründung mit der inzwischen neu gegründeten Stadt Garz verschmolz.

140. Das versunkene Schloß Sarpin.

In der Nähe der Oberförsterei Ketelshagen bei Putbus liegt eine etwa 25 Morgen große Wiese, mit Namen Sarpin oder Sappin. Bis zum Jahre 1848 hat an Stelle der Wiese ein durch Fischreichtum ausgezeichneter See gelegen, welcher damals aber abgelassen wurde. An der westlichen Seite dieses ehemaligen Sees liegen die letzten Reste eines Burgwalles, dessen Aussehen sich im Laufe der letzten Jahre sehr verändert hat. Einmal sind große Massen von Felsen aus dem Walle entnommen worden und sodann hat die Forstverwaltung einen Teil desselben abtragen lassen. Über den Sarpin gibt es folgende Sage.

Vor vielen Jahren hat auf dem Sarpin ein großes, prächtiges Schloß gestanden, das Schloß „Sarpin". Dasselbe ist aber in einer Nacht ganz plötzlich in die Erde versunken, ohne daß je wieder eine Spur davon sichtbar geworden wäre. Warum das Schloß versunken ist, das weiß eigentlich kein Mensch mehr so recht zu sagen; nur daß die Bosheit der Schloßbewohner daran schuld gewesen, steht sicher fest.

Als im Anfange dieses Jahrhunderts die Insel Rügen von den Franzosen besetzt wurde, erschien in Garz ein französischer Offizier mit einem Einqartierungsbillet, welches auf „Schloß Sarpin" lautete. Man bedeutete ihm, daß ein solches Schloß nicht vorhanden sei. Da zog der französische Offizier eine alte Karte hervor, und auf derselben stand „das Schloß Sarpin" verzeichnet. Nun erinnerte man sich auch der alten Sage.

Der Offizier aber wurde mit seinen Leuten in Putbus einquartiert.

Mündlich aus Oberförsterei Ketelshagen. — Zwei andere Sagen vom Sarpin finden sich in der Sundine 1841 S. 231 und Balt. Studien 14, 2 S. 127 f.

141. Entstehung der Insel Vilm.

I.

Durch denselben Orkan, welcher einst die reiche Stadt Vineta vernichtete, wurde der Vilm, welcher damals noch mit dem Hauptteile der Insel Rügen in Zusammenhang stand, von diesem losgerissen. Zuerst entstand ein schmaler Wassergraben, welchen man auf hineingeworfenen Pferdeschädeln überschritt; das war in der Gegend zwischen der Goor und der Nordspitze des Vilm. Später wurde der Wasserarm immer breiter.

II.

Die Insel Vilm hing ehemals durch eine Landzunge mit der gegenüber liegenden rügenschen Küste zusammen und bildete ähnlich, wie noch jetzt das Ländchen Alt-Reddevitz, eine weit ins Meer vorspringende Halbinsel.

Eines Sonntags waren die Bewohner des Vilm nach Vilmnitz zur Kirche gegangen; als sie aber von dort nach Hause zurückkehren wollten, fanden sie, daß inzwischen eine Flut die Landzunge durchbrochen und eine breite Öffnung gebildet habe. Schnell kehrten sie um, kauften sich für einige Zeit Vorrat an Brot und Semmeln und kamen dann noch eben rechtzeitig wieder zu der Durchbruchsstelle, um das mit jedem Augenblick breiter und tiefer werdende Wasser durchwaten zu können.

Von dem Tage an wurde die Landzunge immer weiter fortgespült, und jetzt ist das Wasser zwischen der

Nordostspitze des Bilm und der Küste von Rügen über einen Kilometer breit.

Aus Putbus mitgeteilt von O. Haas.

142. Das neue Tief.

In früheren Zeiten war der südöstliche Teil der Insel Rügen dem gegenüberliegenden Festlande viel näher gelegen als heutzutage. Da, wo sich jetzt das neue Tief zwischen Mönchgut und Pommern ausbreitet, war ehemals überall festes Land; nur ein kleiner schmaler Wasserlauf, worüber ein Steg von hineingeworfenen Pferdeschädeln und Knochen führte, trennte die beiden Länder.

Da entstand plötzlich in einer Nacht ein fürchterliches Unwetter: ein gewaltiger Orkan und eine verheerende Sturmflut brausten gegen die Küsten der Insel heran, und der ganze Süden der Halbinsel Mönchgut wurde von den Wogen des Meeres verschlungen. Zwei vollständige Kirchspiele, Ruden und Carven, sollen damals untergegangen sein. Die beiden Inseln Ruden und Greifswalder Oie aber blieben als Reste des ehemaligen Landes übrig.

Mündlich und nach Grümbke: Darstellungen I S. 7. — Die Angaben über das Jahr dieses Naturereignisses schwanken. Das zweifellos richtige Datum findet sich in den Stralsunder Chroniken I S. 4: 1304 vmme alle Gades Hilligen (d. i. 1. November). — Inhaltlich ist zu vergleichen die Sage über die Swine bei Temme a. a. O. Nr. 133: Der Swinestrom, so etwa heißt es hier, war anfänglich nur eine ganz kleine Furt; um dieselbe zu passieren, hatte man einen Schweinekopf hineingelegt. So entstand der Name „Swine", der auch beibehalten wurde, als die Furt größer geworden und ein breiter Strom daraus entstanden war. Wenn dieser in den Strom hineingeworfene Schweinekopf mit F. Nork (Das Kloster IX. Bd. S. 1044) als ein ursprünglich dem Stromgott dargebrachtes Opfer aufzufassen ist, so dürften auch die nach obiger Sage in das Wasser geworfenen Pferdeschädel und Knochen in ähnlicher Weise zu deuten sein.

143. Das im schwarzen See versunkene Schloß.

In der Granitz, zwischen Jagdschloß und Sellin liegt in stiller Waldeseinsamkeit ein kleiner See, welcher im Volksmunde als der schwarze See bezeichnet zu werden pflegt. In diesem See ist vor vielen hundert Jahren ein prächtiges Schloß mit all seinen Bewohnern versunken. Nur der Schloßherr, welcher zu derselben Zeit zufällig auf die Jagd gegangen war, kam mit dem Leben davon. Als er nach beendigter Jagd auf das Schloß zurückkehren wollte, fand er an der Stelle, wo dasselbe gestanden hatte, den See vor, und von all den Herrlichkeiten, die er wenige Stunden vorher verlassen hatte, erblickte er nichts weiter als einen Stuhl, welcher auf dem See in der Nähe des Ufers umherschwamm. Auf dem Stuhle lagen seine Handschuhe, die er beim Aufbruch zur Jagd im Schloß vergessen hatte. Jetzt erinnerte er sich dessen, und unwillkürlich griff er nach den Handschuhen; kaum aber hatte er sie genommen, so sank auch der Stuhl in die Tiefe. Hätte er statt der Handschuhe den Stuhl ergriffen, so wäre das ganze Schloß mit all seinen Bewohnern wieder an die Oberfläche gekommen und erlöst gewesen.

Jedoch kann das Schloß auch jetzt noch erlöst werden, und zwar auf folgende Weise.

Wenn der Tag, an welchem das Schloß einst in die Tiefe gesunken ist, sich jährt, so kommt es an die Oberfläche des Wassers herauf. Wenn dann jemand den Mut hat, über das Wasser hinzuschreiten und in das Schloß einzutreten, so ist dieses erlöst. Und dabei braucht er keine Angst zu haben, daß er versinkt; denn das Wasser hat an diesem Tage die Kraft, daß es den,

der das Schloß erlösen will, trägt und an der Oberfläche hält.

In der Neujahrsnacht kann man den Jubel der Schloßbewohner aus der Tiefe des Wassers heraufschallen hören; sie sind dann zuweilen so laut, daß der ganze Wald davon wiederhallt.

Aus Lonvitz mitgeteilt von O. Haas.

144. Bergen eine ehemalige Seestadt.

Die Stadt Bergen soll vor Jahrhunderten eine Seestadt gewesen sein. Damals hat das Wasser der Ostsee, wie man erzählt, viel höher gestanden als jetzt, und infolgedessen waren die ausgedehnten Wiesen und Torfmoore, welche sich in einer Talsenke über Fabrik, Tetel und Zittvitz bis zum kleinen Jasmunder Bodden erstrecken, vom Meereswasser überflutet und bildeten eine bequeme Wasserstraße, auf welcher selbst größere Schiffe bis in die unmittelbare Nähe der Stadt Bergen gelangen konnten. Von jener Zeit her soll die den Berger Fischern eigentümliche Gerechtigkeit stammen, vom Brahm, der Anlegestelle am kleinen Jasmunder Bodden, aus die Fischerei zu betreiben.

Mündlich. — Die Sage scheint auch dem Verfasser des „Alten und Neuen Rügen“ (S. 164) bekannt gewesen zu sein. Vgl. auch Haas: Beiträge zur Geschichte der Stadt Bergen a. R. S. 26.

145. Der Nonnensee bei Bergen.

I.

Vor vielen hundert Jahren war an der Stelle, wo heutzutage der Nonnensee liegt, ebenes, festes Land, und mitten darin stand ein großes Nonnenkloster. Die Nonnen des Klosters waren sehr reich, sodaß alle ihre

Gerätschaften aus lauterem Golde verfertigt waren; aber sie waren auch so geizig, daß sie keinem Bettler, der bei ihnen vorsprach, etwas gaben. Der Reichtum machte sie allmählich immer übermütiger, und als sie zuletzt gar große Mengen Salz auf die Erde streuen ließen, um im Sommer Schlitten fahren zu können, da nahm es mit ihrer Herrlichkeit ein jähes und schreckliches Ende. Das Kloster versank in einer Nacht (nach anderer Überlieferung an einem Pfingstsonntag) in die Tiefe, sodaß man niemals wieder eine Spur davon gesehen hat; denn alsbald bildete sich ein See, welcher die ganze Umgebung des früheren Klosters überflutete. Nur am Ostermorgen oder, wie andere sagen, in der Neujahrsnacht oder am Pfingstmorgen kann man Glockengeläut und klagende Stimmen aus der Tiefe des Sees herauftönen hören. Auch erzählt die Sage, daß das Wasser des Sees von den vielen Tränen der armen versunkenen Nonnen salzig geworden sei.

Des Nachts aber ist es am Ufer dieses Sees nicht geheuer, und Leute, welche die hier vorüberführende Landstraße von Bergen nach Patzig gehen müssen, suchen es zu vermeiden, bei Nachtzeit diesen Weg zu machen.

Mündlich und durch Konrektor P. Grützmacher. — Vgl. Temme Nr. 171 und Wackenroder S. 38 und 165. Der letztere berichtet, daß „an dem Orte, wo der stehende See unter Bergen zu finden, vor alters ein Schloß gestanden, welches darin versunken sein soll," und daß „der See früher noch einmal so groß gewesen sei, als zu seiner Zeit (d. i. um 1710)."

II.

Am Nordende des Nonnensees, dem Dorfe Parchtitz gegenüber, liegt eine Erhöhung in Gestalt einer Redoute oder Feldschanze. Von dieser erzählt man, es habe dort vor alters eine Kapelle gestanden, welche dem Berger

Kloster gehört habe. Dessen Eigentum sei auch der See gewesen, welcher daher seinen Namen erhalten habe.

Indigena S. 117.

146. Der Licham.

Westlich von Ralswiek in der Nähe von Gnies liegt ein uralter Grabhügel, einer der größten auf Rügen, welcher den Namen Licham d. i. Leichnam führt. An der Stelle, wo dieses Grab liegt, soll in früheren Zeiten einmal eine Stadt oder ein Ort gelegen haben, welcher den Namen Licham geführt hat. Wann und wie derselbe untergegangen ist, das weiß man jedoch nicht mehr.

Mündlich aus Ralswiek.

147. Die Insel Heuwiese.

Südlich von Ummanz liegt eine kleine Insel, welche den Namen Heuwiese führt. Diese Insel ist früher viel größer gewesen als jetzt und lag damals der Südküste von Ummanz so nahe, daß man nur einen Pferdeschädel ins Wasser zu werfen brauchte, um auf diese Weise trockenen Fußes nach der Heuwiese zu gelangen.

Mündlich aus Ummanz.

148. Arkona.

Arkona soll in alten Zeiten, als noch die ganze Insel dem Heidentum anhing, eine große blühende See- und Handelsstadt gewesen sein, deren Schiffe durch alle Meere des Nordens fuhren. Als aber die Dänen ins Land kamen, zerstörten sie die reiche Stadt und mit ihr den Tempel des Swantevit, welcher die Stadt bis dahin beschützt hatte. Nach anderer Erzählung verschlang eine große Flut die Stadt mit all ihrer Herrlichkeit, sodaß

nichts von ihr übrig blieb. Noch andere wiederum meinen, ein Erdbeben habe die Stadt ins Meer gestürzt. Auch erzählt man von einem großen unterirdischen Gange, der von Arkona aus landeinwärts geführt habe.

Zuweilen aber taucht die ehemalige Stadt aus dem Meere empor und wird wie ein Nebelbild über der Oberfläche sichtbar. Das soll besonders kurz vor Sonnenaufgang geschehen, und manch einem ist es schon beschieden gewesen, die Stadt mit ihren prächtigen Häusern, breiten Straßen und hohen Türmen zu sehen. Dann sagen die Leute in der Umgegend: die Stadt „wafelt". Übrigens soll diese Erscheinung regelmäßig alle 7 Jahre wiederkehren. Andere erzählen, man könne regelmäßig an jedem Ostermorgen die Glocken der ehemaligen Stadt unter dem Wasser läuten hören.

Mündlich aus Breege. — Die Sage ist offenbar dadurch entstanden, daß man auf Wittow das Schauspiel der Fata Morgana besonders häufig beobachten kann. Von einem Bewohner des Dorfes Breege hörte ich, wie derselbe einmal an einem Herbstmorgen ein solches Bild von seltener Schönheit gesehen habe, nämlich eine große Stadt mit hohen Häusern und reichgeschmückten Palästen. Die Erscheinung, welche ungefähr fünf Minuten dauerte, sei so deutlich und nahe gewesen, daß er ganz verwirrt und sprachlos geworden sei. Sein Begleiter, ein ehemaliger Kapitän, der dieselbe Erscheinung beobachtet hatte, habe gemeint, es müsse Kopenhagen gewesen sein. — Über „Wafeln" vgl. Blätter für. Pom. Vkde. II S. 141 f. — W. Schwartz erklärt a. a. O. 449 „wafeln" mit „leuchten" und bringt das wafelnde Arkona in Zusammenhang mit dem alten, indogermanischen Mythus von der im Gewitter in den himmlischen Wassern versinkenden, gelegentlich aber wieder heraufkommenden und wafelnden Wolkendonnerburg.



XVI.

Glockensagen.

---

149. Die Glocken in der Zudarschen Kirche.

Über die Herkunft der Glocken, welche in der Zudarschen Kirche hängen, gibt es folgende Sage:

Vor vielen Jahren badeten einst zwei Knaben am Strande bei dem Dorfe Grabow auf Zudar. Der eine der Knaben legte sein Zeug auf einen aus dem Strandsande hervorragenden Gegenstand, welcher nichts anderes war, als der Buckel einer großen schönen Glocke. Sowie der Knabe sein Zeug darauf gelegt hatte, bekam die Glocke Sprache und sagte zu einer zweiten, gleichfalls über die Oberfläche hervorschauenden Glocke:

> Hanne Susanne,
> Wist du mit to Lanne?

Darauf erwiderte die andere:

> Ach, ne, Murre Margaret,
> Man ümme so deep!

Bei diesen Worten versank die zweite Glocke in die Tiefe, während die andere dadurch, daß der Knabe seine Kleidung auf dieselbe gelegt hatte, gezwungen wurde, auf der Oberfläche der Erde zu bleiben.

Sobald sich nun die Nachricht von der Auffindung der Glocke verbreitet hatte, wollte der damalige Fürst zu Putbus, der Patron der Zudarschen Kirche, die Glocke nach Vilmnitz schaffen lassen, um sie in der dortigen Kirche aufhängen zu lassen. Ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, sollte die Glocke dorthin schaffen. Anfangs ging die Sache auch sehr gut, als aber der Wagen an den Bruch kam, welcher die Grenze der Halbinsel Zudar bildet, konnten die beiden Pferde die Glocke nicht weiter fortschaffen. Man legte also sechs und schließlich acht Pferde vor den Wagen, ohne daß die Sache dadurch geändert wurde.

So sah man sich denn schließlich gezwungen, die Glocke auf dem Zudar zu lassen. Sie wurde nun in der einzigen, auf dem Zudar befindlichen Kirche aufgehängt und hat hier viele Jahre hindurch als Kirchenglocke gedient, bis sie im Anfange des 19. Jahrhunderts infolge der bitteren Kälte des Winters 1812—13 einen Riß bekam und umgegossen werden mußte.

Mündlich aus Dorf Zudar.

150. Die Glocken in der Garzer Kirche.

Aus der Kirche zu Garz auf Rügen sind einst von Seeräubern zwei Kirchenglocken gestohlen worden. Die Räuber schleppten ihre Beute mit sich fort, um sie in ihr am Zudarschen Binnenwasser gelegenes Raubnest zu schaffen. Aber als sie an die Zudarsche Grenze kamen, konnten sie plötzlich nicht weiter; wie sehr sie auch ihre Pferde antrieben und ob sie auch Güte oder Gewalt gebrauchten, die Glocken ließen sich durch kein Mittel über die Grenze schaffen. Da warfen sie die Glocken in den Garzer See.

Auf dem Grunde des Garzer Sees haben die Glocken viele, viele Jahre gelegen, ohne daß jemand etwas davon ahnte. Schließlich ist man aber doch dahinter gekommen. Es ließ sich nämlich zu gewissen Zeiten ein eigentümliches dumpfes Getön aus der Tiefe des Sees hören, und als man anfing, genauer darauf zu achten, hörte man deutlich zwei Glocken tönen, welche so mit einander sprachen:

„Anna Marianne,
Ick will to Lanne!“
„Suse Margrete,
Ick gah noch väl deepe!“

Nun holte man Boote und Netze und fischte den ganzen See so lange ab, bis man die Glocken fand und wieder zu Tage förderte. Dann wurden sie nach Garz zurückgebracht und wieder in der Kirche aufgehängt, wo sie sich noch jetzt befinden.

Mündlich von A. Peuß in Dalkvitz.

151. Glocke wird zu Zarnekow gefunden.

Auf der Feldmark von Zarnekow bei Lanken stießen einst die Bauern beim Pflügen auf einen harten Gegenstand. Sie meinten anfangs, es wäre ein Stein, und fingen an, denselben auszugraben. Bald aber sahen sie, daß es eine Glocke war, und nun holten sie Vorspann, um dieselbe aus der Erde herauszuziehen. Aber das gelang ihnen nicht, obgleich sie zuletzt sechzehn Ochsen vorgespannt hatten. Da kam eine feine Dame herzu und gab den Bauern einen seidenen Faden; den zogen sie durch den Ring der Glocke, und nun konnten sie diese mit Leichtigkeit herausziehen. Wo die Glocke später geblieben ist, weiß niemand zu sagen.

Aus Burtevitz mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher.

152. Die Glocke zu Bergen.

In der Stadt Bergen auf Rügen lebte einmal ein Glockengießer, dem bisher sämtliche Glocken mißraten waren; da machte sich einmal sein Lehrbursch an die Form und goß eine vortreffliche Glocke. Aus Neid darüber, daß der Guß so schön geraten war, erstach der Meister denselben und vergrub ihn unter dem Schweinskofen seines Hofes. Die Glocke gab er darauf für sein Werk aus und erhielt eine große Summe Geldes dafür. Als man sie aber aufhängte und sie zum ersten Male geläutet wurde, da sang sie:

„Schade, schade,
dat de Jung doot is!
he liggt begraven
unnern Swienskaven,
schade, schade,
dat de Jung doot is!“

Das klang so laut und deutlich, daß es jedermann verstand, aber keiner konnte den Sinn begreifen. „Wat för'n Jung?“ fragten die Leute, „wat heet dat von wegen den Swienskaven, wur de Jung doot liggen sall?“ Endlich kam man auf den Lehrjungen des Glockengießers. „Dat mött he sin,“ sagten die Leute, „wech is he kamen, man weet nich wurhen.“ Da grub man unter dem Schweinskofen nach, fand die Leiche, und der Mörder erlitt die gerechte Strafe.

A. Kuhn: Sagen aus Westfalen I Nr. 395. Vgl. Jahn Nr. 230. — In Bezug auf das Läuten der Glocken herrscht in Bergen folgender Aberglaube: Wenn „mit de grot Klock lürrt ward“ — was nur bei Todesfällen in wohlhabenden Familien geschieht — so sterben kurz darauf noch zwei andere Personen, denen gleichfalls mit der großen Glocke zu Grabe geläutet wird.

153. Die Glocke aus dem Nonnensee bei Bergen.

Vor vielen, vielen Jahren stand an der Stelle des Nonnensees ein großes Kloster. Aber allmählich wurden die Nonnen übermütig und sündig, sie dachten wenig mehr an Gottesdienst und Kirchehalten, vielmehr knüpften sie Liebeshändel an mit umwohnenden Rittern und Junkern. Da ergrimmte Gott über sie, in einer finstern Nacht zog ein gewaltiges Wetter herauf, Blitze zuckten, der Donner krachte, und am nächsten Morgen war das Kloster verschwunden. An seiner Stelle flutete ein gewaltiger See, der von den vielen Tränen der versunkenen Nonnen salziges Wasser enthält.

Eines Pfingstmorgens spielten am Ufer des Sees zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Letztere hatte sich beim Spielen ihr Schürzchen naßgemacht und sah sich nun nach einer Stelle um, wo sie sie ausbreiten und trocknen könnte. Da tauchte plötzlich vor den Kindern eine gewaltige Glocke auf und blieb leise klingend dicht am Ufer stehen. Hierauf legte nun das kleine Mädchen ihre Schürze und hatte damit die Glocke festgebannt, daß sie nicht wieder in die Tiefe gleiten konnte. Als sich aber ein Wind erhob und die Glocke etwas vom Ufer abtrieb, schrieen die Kinder, weil sie die Schürze verloren glaubten, und zogen dadurch Leute herbei. Diese eilten nun nach Bergen, verkündeten hier die Geschichte, und die Glocke wurde nun, indem ganz Bergen Vorspann leistete, herausgezogen und in den Berger Kirchturm gebracht, wo sie, die sogenannte große Glocke, noch heute hängt.

Nach mündlicher Mitteilung. Dr. K. Albrecht.



XVII.

Wetter, Gestirne, Luftschiffer.

154. Das Wetter.

I.

Gutes Wetter wünscht man sich mit folgendem Spruche herbei:

Lewe Kathrine,
Lat dei Sünn' schiene!
Lat den Regen öwergahn,
Lat de Sünne werre kam'n!
(Lat'n Spann' mit Water stahn!)

Der Spruch ist auch in folgender Fassung bekannt:

Lewe Kathrine,
Lat de Sünne schienen!
Lat den Regen voröwergahn,
Dat wi könen buten gahn!

Aus Bergen und Götemitz. — Vgl. Kuhn: Westf. Sagen II Nr. 282 b (S. 90 f.).

II.

Auch Johanniswürmchen können das Wetter anzeigen; man setzt ein solches Tierchen auf die Hand und fordert es mit folgendem Spruch zum Fliegen auf:

Sünnskürnken fleeg wech,
Bring mi morgen good Wäder,
Lat 'en Rägen övergahn,
Lat de Sünnen wedderkam'n,
Bring mi morgen good Wäder.

Fliegt der Käfer weg, so geht die Bitte in Erfüllung, sonst gibt es Regen.

Eine andere Fassung des Spruches lautet:

Sünnskinning, fleeg weg,
Fleeg nah'n leben Gott!
Segg em, dat Hei morgen
Un öwermorgen god Wäre makt!

A. Kuhn II S. 91 und mündlich.

III.

Der Aufgang und Untergang der Sonne soll das Wetter ankündigen nach folgendem Spruche:

Abendrot:
Morgen is't Wäre good.
Morgenrot:
Bliwt 'n ganzen Dag nich good.
Abends geel:
Regen väl.

oder in anderer Fassung:

Abendrot:	Abends rot:
Gut' Wetter Bot'.	Andern Tag gut' Wetter Bot'.
Morgenrot:	Morgens rot:
Abend Kot.	Abend in'n Pol flot.

Mündlich und Sundine 1829 S. 325.

IV.

Wenn unmittelbar nach einem Gewitter, bei welchem es stark geregnet hat, die Sonne durchbricht, dann gibt es gewöhnlich noch ein zweites Gewitter. Denn

Schient de Sünn' up'n natten Steen,
Denn kümmt noch (Var. bald wedder) een.

Dagegen pflegen die Landleute zu sagen:

Sünn'-Regen,
Gottes Segen!

Andere behaupten, wenn ein Regenbogen am Himmel sichtbar werde, dann regne es noch drei Tage.

Mündlich. — Die Römer hatten das Sprichwort: bibit arcus, pluet hodie (Plaut. Curc. I,2). Wenn die Sonnenstrahlen vor dem Gewölk sichtbar werden, sagt man auf Rügen: De Sünn' treckt Water.

V.

Gebet beim Gewitter:

Lewer Gott, lat öwergahn,
Lat de Sünn' werre kam'n!

oder in anderer Fassung:

Lewer Gott, lat öwergahn,
Lat de Pierd in Stoppel gahn!

(sc. damit das Korn weiter eingefahren werden kann).

VI.

Eine alte Wetterregel, die man beim Sonnenuntergang beobachten kann, lautet:

Geht de Sünn' unner achter'n Hurrick,
So regent dat morgen ut'n Furrick.

Hurrick oder Huddick ist ein über den Horizont emportauchendes, dunkles Gewölk, wie Huuke oder Hucks einen Ufervorsprung bedeutet; Furrick bedeutet Futterkiepe. Der Sinn ist also: Es wird regnen, „wie mit Mulden gegossen." — Weit farbloser lautet es bei A. Kuhn: Westf. Sagen II S. 89 Nr. 277b: Wenn de Sünnen unner'n Huddick unnergeht, giwwt et schlicht Wäder.

155. Seedak.

An den Küsten Rügens bildet sich häufig, besonders zur Herbstzeit, ein dichter und undurchsichtiger Nebel, der



Der Königsstuhl.



Gross-Stubbenkammer

nicht selten in leichten Sprühregen übergeht. Im Volksmunde heißt dieser Nebel „Seedak".

Die Fischerbevölkerung auf Rügen sagt von dem Seedak: Dat is de Has' mit dree Beenen un de Voß hinner em her; de speelen Griep. Wenn se sich kriegen, is dat mit'n Seedak vörbi; denn ward schier Wäre (Wetter).

Mündlich aus Saßnitz. — In Hinterpommern sagt man, wenn es nebelt: De Voß brugt (d. i. braut).

156. Nebelschiff.

Wenn sich ein Schiff auf See befindet und am Horizont plötzlich das Nebelschiff auftaucht, so hat das großes Unglück für das Schiff und seine Mannschaft zu bedeuten. Denn meist hat das Nebelschiff großen Sturm im Gefolge, welcher dem Schiffe entweder den Untergang oder wenigstens schwere Havarie zu bringen pflegt. Oft kommt es vor, daß mit dem Sturm auch ein dichter Seenebel, der so sehr gefürchtete Seedak, verbunden ist, wodurch die Gefahr noch größer wird.

Verh. der Berl. Ges. für Anthrop. &c. 1891 S. 448.

157. Der Mann im Monde.

Beim Anblicken des Mondes, zumal in einer hellen Winternacht, sieht man auf der Oberfläche desselben in undeutlichen Umrissen ein Bild, welches zu der Sage vom Mann im Monde Veranlassung gegeben hat. Ein Mann wollte Kohl stehlen, und da die Nacht dunkel war, so glaubte er, niemand könne ihn sehen. Schon hatte er einen ganzen Sack voll Kohl gestopft und auf den Rücken geworfen, da trat der Mond hinter dem Gewölk hervor, und der Dieb war entdeckt. Zur Strafe muß

derselbe nun bis in alle Ewigkeit mit seinem Kohlbündel im Monde hocken. Und das ist keine geringe Strafe, denn er hat an seiner Bürde schwer zu tragen, und man sieht deutlich, wie er mit gekrümmtem Rücken und auf seinen Stock gestützt dasteht.

Nach einer anderen Überlieferung ist im Monde ein Mann sichtbar, welcher Dornen oder Knirk (d. i. Wacholder) hackt; einige wollen sogar die Radehacke sehen können, welche er zu diesem Zwecke in den Händen hält. Unten am Boden aber steht ein großer Dornenstrauch.

Mündlich. — Vgl. Blätter für Pom. Vkde. II S. 87.

158. Die Frau in der Sonne.

Wie im Monde ein Mann zu sehen ist, so ist auf der Oberfläche der Sonne eine Frau sichtbar, welche am Spinnrocken sitzt und spinnt. Man sagt, daß die Frau zur Strafe in die Sonne versetzt worden ist, weil sie immer am Sonntag gesponnen hat.

Mündlich.

159. Nordlicht.

Wenn im Frühling ein Nordlicht sichtbar wird, soll sich der Zug der Heringe durch das Kattegat in die Ostsee begeben, und in solchem Jahre pflegt der Heringsfang reich und lohnend zu sein.

Mündlich.

160. De Dümk.

„De Dümk“ war ein kleiner Geist, der sich als Knecht verdingt hatte; er war aber so klein, daß er in dem Ohre eines Pferdes Platz hatte. Wurde nun z. B. gepflügt und der Dümk war dabei, so ging das, „dat de

Jrd man so stöwte.“ Einst aber ließ sich der Dümk etwas sehr Strafwürdiges zu schulden kommen, und infolgedessen riefen die Menschen schwere Verwünschungen auf ihn herab. Und die Strafe blieb denn auch nicht aus. Der Dümk wurde als Stern an den Himmel versetzt, und zwar ist es der Stern, welcher zunächst der Krümmung der Deichsel des Wagens steht. Seitdem muß er auf dem Himmelswagen Kutscher spielen; der fährt aber Tag und Nacht, jahraus und jahrein, sodaß der Dümk jetzt niemals mehr zur Ruhe kommt.

Bei heiligen Versicherungen pflegt man noch jetzt den Dümk anzurufen mit den Worten: „So wohr de Dümk an'n Hewen (Himmel) steht“.

Mündlich aus Bergen.

161. Die Sternschnuppen.

Die Sternschnuppen sind keine wirklichen Sterne, sondern Luftgeister, welche zur Nachtzeit in der Luft herumfliegen. Oft kann man ganz deutlich sehen, wie sie auf die Erde herunterkommen; ja zu Zeiten hat man schon beobachtet, wie ganze Schwärme solcher Geister am Himmelszelte herunterfahren.

Wer eine Sternschnuppe fallen sieht, muß schnell einen Wunsch äußern; dann geht derselbe in Erfüllung.

Mündlich.

162. Der Luftschiffer.

Vor vielen Jahren lebte ein Schiffer, ein alter, erfahrener Seemann, der viele Meere befahren und fast aller Herrn Länder kennen gelernt hatte. Als er eines Tages wieder auf See war, zog die Sonne gerade Wasser an, und da sich sein Schiff im Bereiche ihrer Strahlen

befand, wurde dasselbe mit in die Höhe gezogen. So kam der Schiffer in Gegenden, die ihm gänzlich unbekannt waren, und endlich beschloß er, vor Anker zu gehen. Er ließ die Ankerkette fallen, konnte aber keinen Grund finden; da ließ er eine zweite und endlich eine dritte Kette ansetzen, ohne besseren Erfolg damit zu haben. Während dessen war das Schiff in die Gegend gerade über Rambin gekommen, und als die Bewohner, die eben mit der Ernte beschäftigt waren, das Schiffsanker herunterkommen sahen, banden sie eine Korngarbe daran fest. Inzwischen ließ der Schiffer das Anker, da er keine Kette mehr anzusetzen hatte, wieder in die Höhe winden; als er aber der Korngarbe ansichtig wurde, gelobte er, an der Stelle ein Kloster zu gründen, wo ihm dieselbe aufgesteckt worden war. Das war in Rambin geschehen, und als der Schiffer später wieder an Land kam, erfüllte er sein Gelübde und baute das Rambiner Kloster. Zum Andenken an diese Tat wird noch jetzt ein Schiffsmodell in der Rambiner Kirche aufbewahrt.

Mündlich aus Bergen. Vgl. Jahn Nr. 56 und Blätter für Pom. Vkde. IV S. 54.



XVIII.

Tiere, Pflanzen und Mineralien.

---

163. Alle Tiere sind verwünschte Menschen.

Alle Tiere waren ursprünglich Menschen; später sind sie verwünscht und in Tiere verwandelt worden. Als sie die Tiergestalt angenommen hatten, blieben sie zunächst noch eine lange Zeit Freunde der Menschen, da sie sich ihres alten Zustandes erinnerten. Im Laufe der Zeit aber stießen die Menschen viele dieser Tiere von sich, und diese wurden dann allmählich so wild, wie wir sie noch jetzt sehen. Nur die Haustiere behielten die Menschen bei sich, welche deshalb bis auf den heutigen Tag freundlich und zahm blieben.

Mündlich aus Bergen.

164. Die Pferde in der Neujahrsnacht.

Ein Pferdeknecht wollte gern wissen, wie seine Pferde über ihn dächten, und versteckte sich deshalb in der Neujahrsnacht unter die Krippe des Pferdestalles. Als die Mitternachtsstunde geschlagen hatte, lösten sich die Ketten und Halfter, mit denen die Pferde angebunden waren, von selbst, und die Tiere gingen frei umher im Stalle

und erzählten sich ihre Erlebnisse aus dem letzten Jahre. Bald kam die Rede auf den bösen Knecht, der immer nur die Peitsche und wenig Futter für sie habe. Da sprach der Knecht: „Wart! ich will euch!“ und holte die Peitsche, um die Pferde zu strafen. Aber die Pferde ergriffen den Knecht mit ihren Mäulern und schlugen und stampften ihn mit ihren Hufen zu Tode. — So ergeht es allen, die die Pferde in der Neujahrsnacht bei ihrer Beratung stören.

Mündlich aus Trent. -- Vgl. Blätter für Pom. Vkde. I S. 49.

165. Das Pferd.

Unser Herr Christus wollte einst auf einem Pferde durch einen Fluß reiten. Damals aber hatten die Pferde ihre Augen noch an den Füßen. Deshalb sagte das Pferd zu dem Herrn Jesus: „Nun werden aber meine Augen naß werden.“ Da ordnete der Herr an, daß fortan die Pferde ihre Augen im Kopfe tragen sollten. Und so geschah es auch. Die Stellen, wo die Augen der Pferde früher gesessen haben, sind aber noch heutigen Tages sichtbar. Denn alle Pferde haben dort kleine, hornartige Gewächse.

Mündlich. — In einer anderen Fassung dieser Sage wurde statt des Herrn Christus allgemeiner „eine Gottheit“ gesagt.

166. Das Rind.

Unser Herr Christus wollte eines Tages einen Fluß überschreiten. Da sagte er zu dem Pferde, welches am Ufer graste: „Komm und trage mich über den Fluß!“ Das Pferd aber erwiderte: „Ich muß mich erst satt fressen.“ Da sagte der Herr zu dem Rinde: „Komm und trage du mich hinüber!“ Das Rind gehorchte und

brachte den Herrn über den Fluß. Auf der anderen Seite angekommen, sagte der Herr Christus: „Zur Strafe für seine Weigerung soll das Pferd sich nur einmal im Jahre satt essen dürfen; das Rind aber soll gleich satt sein, wenn es auch nur ein Stündchen gefressen hat." So ist es auch geblieben. Wenn das Pferd sich öfter als einmal im Jahre satt fressen will, so tun ihm gleich die Kinnbacken weh.

Mündlich. — Vgl. Arndt: Märchen und Jug. II S. 3 f.

167. Vom Bären und Zaunkönig.

Der Bär stieß eines Tages im Walde auf ein Nest mit jungen Zaunkönigen. Als die ihn mit lauter Stimme anschrieen, sprach er: „Was seid ihr für erbärmliche Heiducken!" Nun schrieen sie noch viel mehr, lockten dadurch ihre Eltern herbei und klagten diesen, wie schwer der Bär sie beleidigt habe. Die Zaunkönigseltern beruhigten ihre Jungen und versprachen ihnen, an dem Bären Rache zu nehmen. So kam es zum Kriege. Der Zaunkönig versammelte alle Tiere, welche fliegen konnten, zu einem großen Heere und schickte die Mücken als Kundschafter voraus; die setzten sich unter das Blatt eines Baumes, so daß sie nicht gesehen werden konnten. — Inzwischen hatte der Bär auch ein großes Heer zusammengebracht; das bestand aus allen Landtieren, die es gab, und der Fuchs war der Anführer. Dieser hatte gesagt: „So lange ich den Schwanz in die Höhe halte, könnt ihr immer getrost vorwärts gehen; denen sind wir gut über." — Diese Worte hörten die Mücken und hinterbrachten sie dem Zaunkönige. Der schickte sogleich seinen Hornisten, die Wispel (Hornisse), mit einem geheimen Auftrage ab. Die Hornisse flog fort und stach

dem Fuchs unter den Schwanz. Alsbald klemmte der Fuchs den Schwanz zwischen die Beine und lief davon. Als das die anderen Tiere sahen, ergriffen sie alle die Flucht, bevor sie noch gekämpft hatten, und der Bär mußte klein beigeben und den Zaunkönig um Frieden bitten.

Mündlich aus Trent.

168. Der Maulwurf.

Es war einmal eine Prinzessin, für die hatte ihre Mutter einen Bräutigam ausgewählt, welcher jedoch der stolzen Jungfrau nicht zusagte. Da ergriff die Mutter großer Zorn, und sie verfluchte und verwünschte ihr eigenes Kind.

Der Körper des Mädchens schrumpfte darauf zusammen und ihr schwarzes seidenes Kleid legte sich als ein schöner, tiefschwarzer Sammetpelz um ihn herum, kurz, aus der schönen Prinzessin ward der Maulwurf, und sie mußte Maulwurf bleiben für immerdar.

Weil aber Seide keine Hitze annimmt, so hat auch das Maulwurfsfell wunderbare Kräfte erhalten. Wer schweißige Hände hat und läßt einen lebendigen Maulwurf zwischen seinen Fingern sterben, dem schwitzt die Hand fortan nie wieder, weshalb die Nähterinnen eifrig darauf bedacht sind, eins dieser Tierchen lebend zu erhaschen.

Jahn Nr. 565. — Nach einer anderen, mündlich mitgeteilten Fassung derselben Sage hatte die Prinzessin, als sie verwünscht wurde, ein schwarzes Sammetkleid an.

169. Die Maulwürfe auf Wittow.

Vor vielen Jahren gab es auf Wittow so viele Maulwürfe, daß die Äcker und Felder vollständig von

ihnen verwüstet wurden. Da erbarmte sich ein Mann in Wiek, der sich viel mit der schwarzen Kunst beschäftigt hatte, seiner Landsleute. Eines Tages rief er sämtliche Maulwürfe von Wittow zusammen, um sie von da in den nahegelegenen Wiecker Bodden zu treiben. Nach der Melodie, welche er pfiff, folgten ihm die Maulwürfe auf dem Fuße: schon war er an den Strand gekommen, und eben wollten die vordersten Maulwürfe ins Wasser laufen, da hielt er plötzlich inne und sprach: „Wartet noch einen Augenblick, dort hinten kommt noch ein Lahmer, der muß auch mit!" Als dieser herangekommen war, trieb der Schwarzkünstler das gesamte Heer der Maulwürfe ins Wasser, und seit dieser Zeit hat kein Maulwurf mehr auf Wittow sein Leben fristen können. Dicht an der Grenze der Halbinsel werfen sie zwar noch ihre Hügel auf, aber sowie sie nach Wittow selbst hinaufkommen, sterben sie. Wurde einmal ein Maulwurf lebendig hinaufgetragen, so verendete er in demselben Augenblicke, wo er auf die Erde gesetzt wurde.

Mitgeteilt aus Gingst.

170. Vertreibung der Ratten von der Insel Ummanz.

Vor vielen Jahren gab es auf der Insel Ummanz so viele Ratten, daß sich die Bewohner vor dem Ungeziefer nicht „retten und bergen" konnten. Da erbot sich ein Hexenmeister, der aus einem fremden Lande stammte, für eine große Summe Geldes alle Ratten von der Insel zu vertreiben. Die Ummanzer bewilligten dem Fremden die sehr hohe Summe, obgleich dieser von Anfang an sagte, daß er die Ratten nur auf so lange Zeit bannen könne, als der zur Zeit dort wohnende Menschenschlag

leben würde. Nun trieb der Hexenmeister alle Ratten auf der südwestlichen Spitze von Ummanz ins Wasser; diese Gegend führt daher bis auf den heutigen Tag den Namen „de Rott". Man sagt, daß die Erde, welche hier liegt, früher als Witterung gegen die Ratten gebraucht worden sei, und es sollen damals oft Leute, welche viele Ratten auf ihrem Gehöft hatten, nach Ummanz gegangen sein und sich dort einen Sack Erde von der Rott geholt haben. Wenn sie eine kleine Hand voll von dieser Erde in die Rattenlöcher schütteten, so genügte das, um die Ratten schon nach wenigen Stunden zu vertreiben. Das alles wurde dem fremden Hexenmeister verdankt.

In neuerer Zeit aber, wo der frühere Menschenschlag ausgestorben ist und viele Fremde nach Ummanz gekommen sind, haben sich die Ratten auf der Insel wieder eingefunden, und seitdem hilft auch die Erde von der Rott nicht mehr, um die Ratten zu vertreiben.

Mitgeteilt aus Gingst. — Nach Gg. Chr. Lemmius: De insula Rugia, Wittenberg 1678, waren Ratten und Mäuse früher auf Rügen überhaupt nicht heimisch, sondern wurden erst durch ein gestrandetes Schiff dahin gebracht. Vgl. Schöttgen: Altes und Neues Pommerland S. 143 ff. Nach Thomas Kanzow fingen die Ratten um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an, auf Rügen heimisch zu werden.

171. Schwan- und Adeborsteine.

Der Storch heißt auf Rügen allgemein Adebor; die kleinen Kinder singen ihn im August mit folgendem Versche an:

Adebor, du Langebeen,
Wähnihr wist du weche tehn?
Wenn de Roggen riep is,
Wenn de Poggen piep is,

Wenn de schwarten Rappen
In den Busch klappen,
Wenn die gählen Beeren
Von de Böhm gähren,
Wenn de grönen Äppel
An de Böhm päppeln,
Wenn de Hochtidswagen
Vör de Döhren jagen,
Wenn de golden Ringen
In de Kisten klingen.

Die Vorstellung aber, daß der Storch die kleinen Kinder bringe, ist auf Rügen, wie es scheint, nicht die ursprüngliche. Freilich gibt es auch hierfür einen Kinderreim:

Adebor, du Oder (oder: du Goder),
Bring mi 'n lütten Broder;
Adebor, du Ester (oder: du Bester),
Bring mi 'ne lütte Schwester!

Weit älter aber scheint die Anschauung zu sein, daß der Schwan die kleinen Kinder bringe, wie denn noch jetzt die Neugeborenen allgemein „Schwanskinder“ genannt werden. Man macht auch wohl einen Unterschied, indem man sagt: Im Winter werden die kleinen Kinder vom Schwan und im Sommer vom Storch gebracht. Sodann aber werden die großen Granitblöcke, welche an der Küste von Jasmund verstreut liegen, von den Bewohnern des Dorfes Saßnitz Schwansteine genannt. In ihnen verschlossen liegen die kleinen Kinder, Schwanskinder geheißen. Fragt ein Kind: „Mudder, wur kümmt dat lütte Schwanskind her?“ so heißt es: „Aus dem Schwanstein, der wird mit einem Schlüssel aufgeschlossen, und ein Schwanskind herausgeholt.“ Andere erzählen,

daß sich die Schwäne hinter den Schwansteinen verborgen halten und von dort die kleinen Kinder bringen. Noch wieder andere sagen, die kleinen Kinder lägen unter dem Uskahn, und von dort holten die Schwäne sie ab. Der Uskahn d. i. Gottesstein ist ein gewaltiger Felsblock am Ufer bei Saßnitz, in der Nähe der prinzlichen Cottage. Übrigens ist eine Anzahl dieser Steine, die sich namentlich in der Nähe von Saßnitz finden, in letzter Zeit gesprengt worden; darunter auch ein großer Felsblock, welcher eine glatte Oberfläche von etwa zwei Quadratmetern Umfang hatte. Wohlerhalten ist dagegen ein anderer Schwanstein, welcher an der Stelle liegt, wo die Mole des neuerbauten Hafens von Saßnitz das Land berührt; dieser Felsblock wird für den eigentlichen Schwanstein ausgegeben. Auch der beim Herrnbade gelegene und unter den Badegästen als Klein-Helgoland bekannte Block gehört zu den Schwansteinen.

Daneben werden andere Steinblöcke auch als Adeborsteine bezeichnet. Ein solcher Adeborstein liegt vor Breege auf Wittow in der Ostsee hart am Strande. Auf diesem Felsblock trocknet der Adebor die kleinen Kinder, wenn er sie aus der Ostsee geholt hat, bevor er sie den Müttern ins Haus bringt. Letztere weisen den Felsblock gerne den Kleinen und erzählen ihnen dabei, wie auch sie einst darauf von dem Storch zum Trocknen niedergelegt seien. Auch der gewaltige, vor Göhren auf Mönchgut liegende Buskamen, welchem an der gegenüberliegenden Küste Jasmunds der „Uskahn" entspricht, ist ein solcher Adeborstein. Außerdem aber bezeichnet man kleine, rundliche glatte Steine von schwarzer oder von milchweißer Farbe als Adeborsteine. Diese werfen die Kinder sich rückwärts über den Kopf

und bitten dabei den Adebor um ein Brüderchen oder ein Schwesterchen.

Mündlich. Jahn Nr. 497 und Monatsblätter IV S. 52 f. — Nach der v. Hagenowschen Spezial-Charte von der Insel Rügen liegt noch ein anderer „Schwanenstein“ am Norduser von Jasmund zwischen Lohme und Krivitz.

172. Das Storchland.

Wenn uns die Störche im Herbste verlassen, ziehen sie in ein fernes, fernes Land, wohin nur selten ein Mensch zu kommen pflegt. Hier leben die Störche aber nicht in Tiergestalt, sondern sobald sie dort angekommen sind, verwandeln sie sich in wirkliche richtige Menschen, bloß ihre Nahrung bleibt die frühere, nämlich Frösche, Mäuse und Weichtiere.

Daß die Sache sich in der Tat so verhält, hat vor Jahren ein rügenscher Schiffer durch eigene Anschauung erfahren. Derselbe war durch einen gräßlichen Sturm wochenlang auf dem Meere umhergeschleudert worden, bis er endlich, nachdem er sein Schiff mit der ganzen Mannschaft verloren hatte, in das ferne Storchland kam. Als er die ersten Leute traf, bat er sie, daß sie ihm doch zu essen und zu trinken geben möchten. Sie waren auch gerne bereit dazu und setzten ihm ein große Schüssel mit Fröschen und Mäusen vor. Als unser Schiffer voller Verwunderung fragte, was er damit solle, antworteten jene: „Wenn wir bei euch zu Gaste sind, bekommen wir auch nichts anderes zu essen als Frösche und Mäuse.“ Darüber verwunderte sich der Schiffer noch mehr und fragte sie, ob sie denn jemals auf Rügen gewesen wären; denn er merkte immer noch nicht, was es mit den Bewohnern des Landes für eine Bewandtnis habe. Da erzählten sie, daß sie sich in jedem Frühling

in Störche verwandelten und nach dem Norden übersiedelten, wo sie dann den ganzen Sommer hindurch verweilten. Er wäre gerade zu demjenigen Teile ihres Volkes gekommen, der den Sommer hindurch auf Rügen zu leben pflegte; sie wüßten dort ganz genau Bescheid und kennten Land und Leute; auch ihn, den Schiffer, hätten sie dort schon gesehen. Auf welche Weise der Schiffer in seine rügensche Heimat zurückgekommen ist, das weiß man nicht mehr; denn es ist schon zu lange her, daß sich die Geschichte ereignet hat.

Mündlich aus Jasmund. Mitgeteilt von Oberlehrer J. Baltzer.

173. Der schwarze und der weiße Hahn.

Wer sich auf seinem Hühnerhof einen schwarzen Hahn hält, der ist klug und verständig. Denn da er sich doch einen Hahn halten muß, so tut er am besten, sich nur gleich einen Hahn von schwarzem Gefieder zu wählen. Und warum? Die schwarzen Hähne sind imstande, in der Johannisnacht verborgene Schätze zu offenbaren. So ist schon manch armer Schlucker durch seinen schwarzen Hahn zum reichen Manne geworden. Einen weißen Hahn darf man dagegen nicht halten; das würde den Tod eines Familienmitgliedes zu bedeuten haben.

Mündlich aus Nipmerow. — Vgl. O. Schwebel: Tod und ewiges Leben S. 119, wo der Spruch angeführt wird:
Die schwarze Katze, das schwarze Huhn
Soll kein Bauer aus dem Hause tun.

174. Die wilde Taube.

Die wilde Taube versteht heutigen Tages noch nicht, obgleich sie nun schon so lange auf der Erde weilt, ein richtiges Nest zu bauen. Den Grund dafür gibt folgende Geschichte an. Eines Tages bat die wilde Taube die

Elster, ihr doch zu zeigen, wie man ein ordentliches Nest baue; sie wolle ihr auch eine bunte Kuh und außerdem fünf Gulden dafür geben. Die Elster war damit einverstanden und ging sogleich ans Werk; die wilde Taube stand dabei. Sowie nun aber die Elster ein Stöckchen oder einen Halm hinlegte, sagte jedesmal die Taube: „So, nu weet ick't." Anfangs hörte die Elster das ruhig an und erwiderte kein Wort. Endlich riß ihr aber die Geduld, weil die Taube es ebensogut wissen wolle wie sie, und überließ sie und den Nesterbau ihrem Schicksal. So ist es gekommen, daß die wilde Taube niemals gelernt hat, ein ordentliches Nest zu bauen; aber alles Klagen darüber nützt ihr nichts mehr. Ihr Klageruf lautet:

Hu hu hu,
Mine bunte Kuh,
Mine fief Gulden dartu,
Hu hu hu!

Mündlich. — Statt der Elster habe ich einmal auch den Hamster als Lehrmeister nennen hören, was jedoch nicht auf Verwechslung von Häster (d. i. Elster) und Hamster beruht. — Vgl. Wossidlo: Mecklenbg. Volksüb. II 1 Nr. 296.

175. Die Nachtigall.

Einst war eine Schäferin, die hatte einen trauten Gesellen als Bräutigam, der sie treu und wahrhaft liebte. Es war aber auch eine böse Hexe, welche die Schäferin deswegen beneidete. Da verwandelte die Hexe das Mädchen in eine Nachtigall; ihr Bräutigam wollte ihr zwar zu Hülfe eilen, aber die Hexe trat ihm entgegen, sodaß er nicht von der Stelle konnte. Nun wurde die Nachtigall überaus traurig, und bis auf den heutigen Tag singt sie nichts als ein Trauerlied über das andere.

Jeden Vers aber schließt sie mit den Worten: „To Bucht! To Bucht!“ als ob sie noch Schäferin wäre und ihre Herde vor sich hertriebe.

Mündlich. — Vgl. Blätter für Pom. Volkskunde VII. S. 16, VIII S. 108 f., Haas: Schnurren und Schwänke von der Insel Rügen, Greifswald 1899, S. 108 und Wossidlo: Mecklenbg. Volksüb. II 1 Nr. 315.

176. Die Schwalben.

Zu den besten Wetterpropheten gehören die Schwalben: denn wenn dieselben hoch in den Lüften herumfliegen, wird das Wetter gut; schießen sie dagegen dicht am Erdboden hin oder flattern sie ängstlich umher, so muß man sich auf Regen und Unwetter gefaßt machen.

Wo die Schwalben nisten, da bleibt Unglück und besonders Feuersgefahr ferne. Deshalb sehen es die Landleute gerne, wenn die Schwalben in den Scheunen und Viehzimmern ihre Nester ankleben; ja sie lassen ihnen wohl ein Fenster auf oder machen ihnen auch ein Loch offen, durch welches sie frei aus- und einfliegen können. Wer dagegen eine Schwalbe vertreibt oder tötet oder ein Schwalbennest ausnimmt, den trifft Unglück und Unheil.

Wenn der Herbst kommt, dann scharen sich die Schwalben, die jungen und die alten, zusammen, um gemeinschaftlich eine Winterrast zu suchen. Aber sie fliegen nicht in fremde Länder nach dem Süden, wie man gewöhnlich annimmt, sondern sie bleiben im Lande und überwintern auf dem Grunde des Meeres. Wenn eine Anzahl Schwalben beisammen ist, setzen sie sich auf einen Strohhalm oder dürren Zweig, der gerade auf dem Wasser schwimmt, und sinken mit diesem langsam unter. Auf dem Grunde des Meeres halten sie ihren Winter-

schlaf, und im Frühling tauchen sie wieder an das Tageslicht empor.

Mündlich.

177. Die Seeschwalben.

Die Seelen der auf See verstorbenen Seefahrer gehen über in die Körper der Seeschwalben. Wenn sich daher diese Tiere, vom langen Fluge ermattet, auf den Rahen eines Schiffes niederlassen, tut ihnen niemand etwas zuleide.

Mündlich.

178. Der Zaunkönig und die Eule.

Eines Tages beschlossen alle Vögel, einen Wettflug zu veranstalten und denjenigen zum Könige zu wählen, der am höchsten fliegen könnte. Der Wettflug ging von statten. So sehr sich aber auch alle anstrengten, möglichst hoch zu fliegen, der Storch besiegte doch alle anderen, und schon wollte die ganze Vogelwelt ihm als ihrem Könige huldigen, da schwang sich plötzlich der kleine Zaunkönig, der sich bis dahin unter den Schwanzfedern des Storches versteckt gehalten hatte, über den Storch in die Lüfte und rief: „König ick! König ick!"

Erbittert über diesen Betrug, verurteilte die ganze Vogelwelt den Zaunkönig zum Tode; diesem aber gelang es, sich auf die Erde und in ein Mauseloch zu flüchten. Nun wurde der Vogel, welcher die größten Augen hat, nämlich die Eule, als Wächter vor das Mauseloch gestellt, um das Urteil an dem kleinen Missetäter zu vollstrecken.

Die Eule trat ihr Amt zwar an, aber da sie von den Anstrengungen des Tages erschöpft war, wurde es ihr bald unmöglich, die Augen offen zu halten, und bald

versank sie in einen tiefen Schlummer. Diesen Augenblick benutzte der Zaunkönig, um aus dem Loche zu huschen und durch Nesseln und Zäune zu entfliehen. Seit der Zeit führt er den Namen Zaunkönig oder Nesselkönig. Beide Vögel, der Zaunkönig und die Eule, wurden darauf von dem König auf ewig in die Acht erklärt.

Sehr wahrscheinlich hat diese Geschichte Veranlassung gegeben zu dem Sprichwort: Dor het 'ne Uhl säten, d. i. die Sache ist schon vorbei, du kommst zu spät, das glückt nicht. Ebenso sagt man sprichwörtlich von demjenigen, der vergeblich auf etwas wartet: He luert dorup, as de Uhl up 'n Nettelkönig.

Mündlich und Sundine 1829 S. 20. — Nach den älteren Fassungen dieser weit verbreiteten Tiersage versteckt sich der Zaunkönig unter die Flügel des Adlers (vgl. J. W. Wolf: Zeitschr. f. dt. Myth. I S. 2 f.). Daß in der rügenschen Sage an Stelle des Adlers der Storch tritt, kann nicht wundernehmen, da der Adler hier fast gar nicht vorkommt. Das Adlerpaar, welches bis vor einem Menschenalter in den Spalten des Kreidefelsens zu Arkona horstete, scheint das letzte gewesen zu sein, welches seinen dauernden Wohnsitz auf Rügen aufgeschlagen hatte.

179. Der Stör.

Der Stör hatte früher ein eben solches Maul, wie es alle anderen Fische auch haben. Nun war der Stör aber von jeher ein großer Fresser, und um satt zu werden, verzehrte er große Mengen anderer Fische. Mit Vorliebe fraß er Heringe, und schon war es soweit gekommen, daß die Heringe anfingen auszusterben. Da gebot der liebe Gott dem Stör, nicht so viel zu fressen; der aber ließ sich dadurch nicht abhalten. Deshalb nähte der liebe Gott dem Stör seinen Rachen zu und schnitt ihm unterhalb desselben ein neues Loch in den Hals,

durch welches der Stör von jetzt ab seine Nahrung zu sich nehmen mußte. Der Zwirnsfaden aber, womit der liebe Gott ihm das Maul zugenäht hat, ist noch jetzt am Stör zu sehen.

Mündlich aus Wiek a. W. — Vgl. Temme Nr. 74, Blätter für Pom. Vkde. VII S. 128 und Balt. Stud. N. F. III S. 83.

180. Die Steinbutte.

Die Fische wollten sich einst einen König wählen und veranstalteten zu diesem Zwecke ein Wettschwimmen: wer am schnellsten schwimmen könnte, der sollte die Krone haben. Als alle Fische versammelt waren, sprach die Steinbutte: „Ick will irst noch hengahn un mi 'ne witte Schört vörbinn'." Als die Steinbutte zurückkehrte, war der Wettkampf bereits beendigt, und der Barsch sagte zu ihr: „De Hiring is König." Da sprach die Steinbutte, indem sie den Mund schief zog: „Is de Hiring ok 'n Fisch?" Währenddessen krähte gerade der Hahn, und deshalb blieb der Steinbutte der Mund schief stehen. So ist es gekommen, daß die Steinbutte, wie alle andern Flundern, ein schiefes Maul hat.

Mündlich aus Trent. — Vgl. Jahn: Volkssagen S. 483, Blätter für Pom. Vkde. II S. 151 und V S. 139 f. Wossidlo Mecklenburgische Volksüberlief. II 1 Nr. 104 (S. 23 und 346).

181. Schlange mit der Krone.

Es gibt eine gewisse Art von Schlangen, die tragen auf ihrem Kopfe eine kleine funkelnde Krone. Wer eine solche Krone in seinen Besitz bekommt, der wird reich und glücklich. Manch armer Teufel, der einmal eine Schlange mit der Krone beschützt hat oder ihr sonst behilflich gewesen ist, hat als Lohn dafür die Krone der Schlange geschenkt bekommen.

Mündlich.

182. Schnak kriecht einem Menschen in den Magen.

Es war einmal ein Knecht, der hatte sich zur Mittagszeit unter einem Baum am Waldessaum hingelegt und war bald fest eingeschlafen. Da er auf dem Rücken und mit offenem Munde dalag, kroch ihm, ohne daß er es merkte, eine Schnak durch den Mund in den Magen hinein. Infolgedessen hatte der Knecht arge Beklemmungen; aber die Sache wurde noch schlimmer, als das Tier in dem Magen des Mannes auch noch Junge bekam. Nun hatte er unausgesetzt die fürchterlichsten Schmerzen auszuhalten und konnte nicht leben und nicht sterben.

Da kam eines Tages ein reisender Handwerksbursche ins Dorf, der riet dem Knecht, er solle sich frischgebackenes Brot, so heiß, wie er es vertragen könne, auf den Magen legen. Diesen Rat befolgte der Knecht. Er legte sich wieder auf den Rücken, machte den Mund weit auf und ließ sich frisches Brot auf den Magen legen. Und wirklich dauerte es nicht lange, da kroch das alte Tier mit drei Jungen aus dem Munde heraus, und alle zusammen stürzten sich auf das frische Brot, welches der schönste Leckerbissen für sie ist. Der Knecht war aber froh, daß er seine Quälgeister auf diese Weise losgeworden war.

Mündlich aus Bergen.

183. Die Blindschleiche.

In früheren Zeiten war die Blindschleiche ein überaus giftiges und bösartiges Tier. Da nahm ihr Gott der Herr die Hälfte ihres Gehörs und ihrer Sehkraft. Aber auch jetzt ließ die Blindschleiche noch nicht von ihrer Bosheit; ja sie soll sogar gesagt haben:

Künn ick hür'n, künn ick sehn,
Wull ick stäken dörch Mark un Been.

Nun verlor sie ihr Gesicht und Gehör vollständig, und dadurch ist ihre Giftigkeit unschädlich geworden. Nur in dem kältesten Monat des Jahres kann sie wieder so gut sehen und hören wie sonst. Das Volk nennt sie wegen ihrer Taubheit den „Doofworm" oder „Dauworm" und glaubt noch jetzt allgemein, daß sie weder sehen noch hören kann.

Mündlich. Vgl. Sundine 1837 S. 387 f. und Wossidlo: Mecklenbg. Volksüb. II 1 Nr. 121 f. (Seite 27 f. und 349).

184. Der Bernstein.

I.

Die Halbinseln Wittow und Jasmund werden jetzt nur durch eine schmale Landzunge, die Schaabe genannt, verbunden. Früher war das anders. Da lag dort, wo jetzt die Tromper Wiek flutet, ein großer Wald und eine bevölkerte Stadt. Und das würde wohl auch heute noch so sein, wenn nicht einst ein gewaltiger Ostwind sechs ganze Wochen hindurch gegen das Gestade geweht hätte. So kam es, daß alles Land, bis auf die Schaabe hin, von der Ostsee fortgerissen und in den Wellen begraben wurde.

Von der Stadt weiß man wenig mehr, aber die Erinnerung an den untergegangenen Wald hat sich noch frisch im Gedächtnis erhalten. Denn das Harz der versunkenen Bäume ist in dem salzigen Meerwasser zu Stein erstarrt und wird heute noch als Bernstein am Strande gefunden.

Merkwürdig ist ein Brauch der Hiddenseer. Wenn einer von den Bewohnern dieser Insel zufällig ein Stück

Bernstein findet, so nimmt er es sofort in den Mund, spricht: „Nu häw ik't int Mul, nu finn ik uk mehr," und läuft dann eilig den Strand ab. Er ist dann fest überzeugt, daß er an dem Tag noch mehr Bernstein finden wird.

Jahn Nr. 612.

II.

Einst fanden zwei Fischer von Hiddensee ein großes Bernsteinstück in ihrem Netze, als sie dieses in der Nacht beim Fischen ins Boot zogen; weil sie das Stück aber für einen Stein hielten, warfen sie es verdrießlich wieder über Bord. Da sie nun bei Tagesanbruch viele kleine Stückchen Bernstein in dem Boote erblickten, wurden sie inne, daß der vermeinte Stein ein Stück Bernstein gewesen sein müsse. Sie bemühten sich daher, es wieder zu erlangen, allein alles Suchen im Strande war vergeblich und der Schatz nicht wieder aufzufinden.

Sundine 1844 S. 291 f.

185. Donnerkeil und Krötenstein.

Die Belemniten, Reste eines vorsintflutlichen Tintenfisches, kommen auf Rügen ungemein häufig vor, zumal unter dem Steingeröll der Kreideufer. Im Volksmunde heißen sie Donnerkeile oder Dunnerpilers, zuweilen auch Teufelsfinger. Man glaubt nämlich, daß sie im Gewitter und zwar mit dem Blitz auf die Erde geschleudert werden. Wenn jemand vom Blitz getötet wird, so wird er durch den im Blitz niederfahrenden Donnerkeil getroffen. Andere glauben, der Donnerkeil werde erst durch das Einschlagen des Blitzes in die Erde erzeugt; man finde die Donnerkeile also nur da, wo ein Blitzschlag in die Erde gefahren ist.

Die Donnerkeile werden mit Vorliebe gesammelt, und man bewahrt sie im Hause auf, weil man glaubt, daß ein Haus, in welchem sich ein Dunnerpiler befindet, gegen Blitzschlag geschützt ist. Vorzugsweise pflegt man sie in den Milchkammern aufzubewahren. — Magenschmerzen sollen dadurch beseitigt werden, daß man ein wenig von einem Donnerkeil abschabt und einnimmt.

Der Krötenstein, ein versteinerter Seeigel, wird gleichfalls für ein bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Einschlagen des Blitzes angesehen, und wird deshalb im Hause und hier auch mit Vorliebe in der Milchkammer aufbewahrt. Die rügenschen Bauern legen die kegelförmigen Steinkerne des in der Kreide sehr häufigen Seeigels (ananchytes ovatus) in die Schweinetröge, weil sie angeblich einerseits die Mast befördern, andererseits die Tiere vor Rotlauf schützen.

Der Krötenstein wird auch Kreuzstein oder Sternstein (Stirnsteen) genannt; letzteren Namen führt er, weil man glaubt, daß er vom Himmel oder von den Sternen herabgefallen sei. In die Milchkammer legt man die Kreuzsteine in dem Glauben, daß dann der Milch „nichts ankommen könne“; ist die Milch aber schon behext, so legt man die Steine in das Milchsieb.

Mündlich. Globus LXVIII Nr. 14 und Blätter für Pom. Vkde. VI S. 158.



XIX.

Geographische und historische Sagen.

---

186. Entstehung der Insel Rügen.

As uns' Herrgott de Welt schaffen dehd un all binah dormit farig wir, stunn he eenes Abends so kort vör Sünnenunnergang up Bornholm un keek von hier nah de pommersche Küst röwer. Bi em leg de Murerkell un de grote Moll, in de öwer man blot noch'n lütt bäten Ird öwrig wir, denn he harr all den ganzen Dag arbeit't. As he nu so öwer dat Water wegkeek, schient em de pommersche Küst doch gor to kahl to sin; em dücht, so'n bäten müßt dor wol noch an dahn warden. He namm also dat letzte ut de Moll un klackt dat von Bornholm ut an de Küst ran, öwer dat kem nich ganz ranne. So ungefihr 'ne halwe Miel vörto feel dat int Water, un so entstünn de Hauptdeel von Rügen. Uns' Herrgott fohrt gliek noch ees mit de Kell an de Kanten entlang und makt se nah buten to hübsch glatt un rund, un so würr Rügen am Enn' grad so'ne Insel worden sin, as all de annern ok sünd. Intwischen wir de Sünn

öwer binah ganz unnergahn, un uns' Herrgott wull Fierabend maken; dorüm kratzt un schrapt he noch fixing alls tosamen, wat in de Moll anhackt wir, un wiel he keen' bätere Verwendung dorför harr, klackt he dat ok noch an de Insel heran. So entstünn Jasmund und Wittow. Dat seech zworst 'n bäten ruch ut, öwer uns' Herrgott dacht: „'T is Fierabend, un nu lat't man so wäsen, as't is."

So ist't kamen, dat Rügen bet up'n hütigen Dag nah Nurden und Nurdosten to so bunt und terräten utsüht.

Nach mündlicher Mitteilung durch Konrektor P. Grützmacher.

187. Gründung des Klosters zu Rambin.

Vor Rambin ritt einst ein Edelmann aus der Umgegend spazieren. Da kam ein gewaltiger Lindwurm auf ihn zu und versuchte, seine „Angel" dem Pferde in die Brust zu bohren. In seiner Not flehte der Edelmann zu Gott und gelobte, wenn er von dem Untier befreit würde, so wolle er an der Stätte ein Kloster erbauen.

Er ergriff seinen Dolch, und als der Lindwurm nahe herangekommen war, traf er ihn so glücklich, daß das Ungeheuer tot zu Boden fiel. Zum Danke für diese Errettung und um sein Gelübde zu erfüllen, ließ er dann das noch jetzt stehende Rambiner Kloster erbauen.

Aus Trips mitgeteilt durch Konrektor P. Grützmacher

188. Der Himmel von Prosnitz.

Auf der Feldmark des Gutes Prosnitz befindet sich eine kleine, mit Laubholz geschmückte Anlage, welche drei nahe bei einander liegende Hünengräber umfaßt und

im Volksmunde unter dem Namen „Himmel von Prosnitz“ bekannt ist. Von diesen alten Gräbern geht die Sage, daß in dem mittleren ein Herzog, der letzte seines Geschlechtes, und in den beiden anderen Grabhügeln seine beiden Gemahlinnen begraben liegen.

Mündlich.

189. Der Poltenberg.

In der Nähe des Dorfes Puddemin liegen mehrere Hünengräber, ein größeres und drei oder vier kleinere, dicht bei einander. Das größere dieser Hünengräber, in dessen unmittelbarer Nähe die Chaussee und die Kleinbahn vorbeiführen, wird im Volksmunde der Poltenberg genannt. Man erzählt sich, daß die Bewohner von Groß-Schoritz während der Freiheitskriege (1813—1815) in der Nähe des Poltenberges den Franzosen eine Kriegskasse abgenommen haben.

Mündlich von A. Peuß.

190. Bau der Zudarschen Kirche.

Als es sich darum handelte, wo die Kirche auf dem Zudar erbaut werden sollte, kamen alle Großen von Rügen zusammen, um gemeinschaftlich über die Sache zu beraten. Nach längeren Verhandlungen kam man endlich dahin überein, daß die Kirche an der Stelle erbaut werden solle, welche heutigen Tages „de Jüls“ heißt, und zum Zeichen dafür steckte einer der Anwesenden seinen Speer in die Erde. Am folgenden Morgen war jedoch der Speer von der Stelle verschwunden; erst nach längerem Suchen fand man ihn weiter nördlich in der Erde stecken. So hatte Gott selbst darüber entschieden,

wo sein Haus stehen sollte; und die Kirche wurde an dieser Stelle erbaut.

Mündlich aus Dorf Zudar.

191. Garz eine frühere Seestadt.

In der Nähe von Garz, an der südlichen Seite des Schloßwalles liegt ein Binnensee, von dem geht die Sage, daß er in früheren Jahrhunderten mit der bei Puddemin gelegenen Inwiek in Zusammenhang gestanden habe. Auf diese Weise sei es den alten Charenzern möglich gewesen, mit ihren Handelsschiffen bis an die Stadt heranzufahren. Der Handel der Kaufleute von Charenz aber soll gar nicht unbedeutend gewesen sein. Ja, man will wissen, daß ihre Handelsschiffe bis nach Konstantinopel gefahren seien.

In dem Torfmoor, welches an den See stößt, hat man nicht nur Schiffsholz und eiserne Anker, sondern auch aufrechtstehende, starke Pfähle gefunden, an welchen eiserne Ringe befestigt waren. All das läßt darauf schließen, daß Garz oder vielmehr das alte Charenza eine richtige Seestadt gewesen ist. Auch soll die Stadt ehemals viel größere Ausdehnung als heutzutage gehabt und sich bis zu dem angrenzenden Rittergute Renz erstreckt haben.

Mündlich. Wackenroder S. 6. v. Rosen: Garzer Stadtbuch S. XII u. a.

192. Putbus.

Über den Ursprung des Namens Putbus gibt es folgende Sage. Als der jüngste Sohn des einheimischen rügenschen Fürstenhauses, Stoislav mit Namen, die Kirchspiele Vilmnitz und Lanken als Leibgedinge erhalten

hatte, durchzog der Fürst seine neue Besitzung, um sich einen Platz zur Anlegung einer Burg auszuwählen. Lange Zeit konnte er keine passende Örtlichkeit finden. Endlich als er an den Abhang eines waldigen Hügels, die Wusternitz genannt, gekommen war, rief er: „Po de Buß" d. i. unter dem Busche. Und so ward denn am Fuße dieses Gehölzes die neue Fürstenburg erbaut und ihr der Name „Po de Busch" oder „Putbus" beigelegt.

Haken: Pom. Provinzial-Blätter V S. 61. Der Verfasser des hier angeführten Artikels ist der Advokat Schneider, welcher auch das mehrfach citierte Reisehandbuch durch Rügen, Berlin 1823, herausgegeben hat.

193. Der Tannenberg in Putbus.

Mit dem Tannenberg in Putbus soll das Fortbestehen des Hauses und Geschlechtes Putbus in engem Zusammenhang stehen. Man sagt, sobald nur ein Baum im Tannenberg gefällt werde, sterbe sogleich ein Mitglied des fürstlichen Hauses. Dies ist der Grund, weshalb man das ziemlich verwilderte Wäldchen in seinem ursprünglichen Zustande zu erhalten sucht.

Umgegend von Putbus. — In Schweden herrscht der Aberglaube, daß, wenn ein Baum im Garten ausgeht, jemand aus dem Geschlechte stirbt. De svenska landsm. 1898 S. 13.

194. Die Kirche zu Vilmnitz.

Als die Vilmnitzer Kirche gebaut werden sollte, beschloß man, dieselbe auf einer zwischen dem Dorfe Vilmnitz und Lauterbach gelegenen Anhöhe, dem sogenannten Kreuzberge, anzulegen. Als das Baumaterial hierher geschafft war, begab es sich, daß dieses von unsichtbarer Hand während der Nacht nach derjenigen Stelle geschafft wurde, wo die Kirche jetzt steht. Anfangs legte

man der Sache keine weitere Bedeutung bei. Aber der Vorgang wiederholte sich: so oft man das Material nach dem Kreuzberge zurückschaffte, stets war es am Morgen wieder an der Stelle, wo die Kirche jetzt steht. Deshalb hat man die Kirche schließlich an dieser Stelle aufgebaut.

Aus Putbus. O. Haas. Eine ähnliche Sage berichtet Wackenroder S. 286 über die Gingster Kirche.

195. Das eingemauerte Kind.

Als das Christentum auf Rügen eingeführt war, sollte in Vilmnitz eine Kirche gebaut werden. Aber die Bauleute konnten mit dem Werke nicht zustande kommen, denn was sie am Tage bauten, riß der Teufel des Nachts wieder ein. Da kauften sie ein Kind, gaben diesem in die eine Hand eine Semmel und in die andere Hand ein Licht und setzten es so in eine Höhlung des Fundamentes, welche dann schnell zugemauert wurde. Jetzt konnte der Teufel den Fortgang des Baues nicht mehr stören.

Man sagt, daß auch in der Kirche zu Bergen ein Kind unter ähnlichen Umständen eingemauert ist.

Mitgeteilt von O. Haas. — Über den hier vorliegenden, uralten Sagenstoff, betreffend das Einmauern eines lebendigen Menschen in einen Neubau, hat ausführlich gehandelt Reinhold Köhler: Aufsätze über Märchen und Volkslieder S. 36—41. — Vgl. auch oben Nr. 128.

196. Das Peerd auf Mönchgut.

Das bewaldete Vorgebirge, welches sich östlich von Göhren auf Mönchgut weithin ins Meer erstreckt, heißt das Nordpeerd oder kurzweg das Peerd. Diese Bezeichnung soll es daher erhalten haben, daß es sich den Schiffern auf der See in der Gestalt eines Pferdes (oder

wie andere sagen, in der Gestalt eines Pferdekopfes oder Pferdesattels) zeigt. Als nun im Anfange dieses Jahrhunderts einige von den Bäumen, welche auf der Spitze des Peerds standen, umgefallen, andere abgehauen waren, sagte man im Scherze, das Pferd habe den Schwanz verloren.

Andere erzählen, die Höhe habe deshalb den Namen Peerd erhalten, weil vor Jahren auf der höchsten Spitze derselben ein knorriger und etwas verkrüppelter Baum gestanden habe, welcher, aus einiger Entfernung betrachtet, Ähnlichkeit mit einem sich in die Höhe riesenden Pferde gehabt hätte. Noch andere wollen wissen, daß das Peerd vor vielen hundert Jahren von einem Riesen aufgeschüttet worden sei.

Mündlich und Indigena S. 212 f. Vgl. Nernst. S. 66 f: Auf dieser Bergspitze stehen seit alten Zeiten einige hohe Buchen, welche dieser Gegend den Namen „Pert" gegeben haben. Denn den Schiffern stellen sie sich in der Gestalt eines Pferdes dar und dienen ihnen als getreue Wegweiser, wenn sie diese gefahrvolle Küste passieren. Sie sind also mit Recht unverletzlich. Der Tradition zufolge pflanzte sie ein Fischer aus Göhren hierher und durfte sie späterhin nicht mehr abhauen, als man ihre Wichtigkeit einsehen gelernt hatte. — Eine Felspartie an der gegenüberliegenden Küste von Jasmund heißt „der Hengst"; der vorgeschichtliche Burgwall auf der Höhe desselben „der Sattel auf dem Hengst." Vielleicht steht dieser Name in Beziehung zu dem „Peerd" auf Mönchgut, wie auch der Bußkahm und Oskahn sich zu entsprechen scheinen (vgl. S. 156). — „Hengst" heißt auch ein einzelner Fels an der Nordspitze von Helgoland.

197. Das Fürstenschloß auf dem Rugard.

In ganz frühen Zeiten, als die Bewohner der Insel sich noch zum Heidentum bekannten und als von der Stadt Bergen noch kein einziges Haus stand, war der einzige Punkt in der ganzen Umgegend, der bewohnt war, der Rugard. Hier hatten die auf der Insel regierenden Fürsten ihr Residenzschloß, und von hier aus,

als dem Mittelpunkte der Insel, beherrschten sie das ganze Land. Und so wohl befestigt war diese Burg, daß die Fürsten mehrmals die Feinde, von welchen sie auf dem Rugard belagert wurden, siegreich zurückschlugen. Während dieser Belagerungen schöpften die Fürsten ihr Trinkwasser aus dem sogenannten Fürstenbrunnen, welcher in der Nähe des Rugards oder auf demselben gelegen haben soll. Man erzählt auch von einer Wasserverbindung zwischen dem Rugard und dem westlich davon gelegenen Nonnensee.

Als dann später Bergen gegründet wurde, bauten die Fürsten eine schöne Straße, welche vom Rugard bis zur Stadt führte; diese Straße hieß der Fürstendamm.

Mündlich aus Bergen. — Vgl. Grümbke II S. 224 und S(chneide)r S. 26. Die Sage ist alt und zum Teil schon aus dem Jahre 1494 bezeugt.

198. Ralow.

In heydnischen Zeiten befand sich auf Rügen die Burg Ralow an der Pribbroder Wedde, da wo jetzund das Ritter-Guth dieses Namens ist. Man findet daselbst noch eine Strecke des ehemaligen Burg-Walles und einen Graben, so eine Tieffe, wie die höchste Tanne lang, und eine Breite von mehr als 20 Ellen hat. Im Süden und Norden haben die Herren von Segebad nach und nach schon eine ziemliche Länge davon zuwerfen lassen. Der Wall ist von ungemeiner Stärke, wie die Werke der Alten. Er hält in der Mitte eine Breite von 25 Ellen. An seiner ehemaligen Länge ist er auch schon sehr verkürzet, weil die Erde theils zu gedachter Ausfüllung, theils zu Verhöhung des Gartens von denen gedachten Herren gebrauchet worden.

Es soll diese Burg der alten Sage nach zu heydnischen Zeiten schon eine Festung gewesen seyn, und ein berufener See- und Strassen-Räuber Rolvink sein Raub-Nest daselbst gehabt haben. Als Fürst Jaromar I. etwa 1182 oder nicht lange hernach auf Jasmund und in der Putbußischen Gränitz die fast überhand genommenen Buschklöpper verfolget und ausgerottet, hat er auch diesen mit List ertappet und seine vorgedachte Behausung, so stark sie auch befestiget war, erobert und zerstöret.

Drey bis vier Flinten-Schuß vom Hofe ins Süd-Osten nach der Pribbroder Wedde zu, findet sich eine Höhe (wenn man nach Landow fähret, zur rechten am Wege), welche den Namen des Jüttenbergs daher haben soll, weil sich die eine Schwester des Rolvinken daselbst erhenket, als ihr Bruder erhaschet und die Burg Ralow zerstöret worden. Wie dann auch eine kleine Hölzung, etwa einen guten Musketen-Schuß davon, gleichfalls von seiner andern Schwester Agathe das Agathen-Holz genannt seyn soll.

von Schwarz: Dipl. Geschichte der Pommersch-Rügischen Städte S. 695 f. — Vgl. das Kosegartensche Gedicht die „Ralunken."

199. Die Kirche zu Gingst.

Als man bey des Rügischen Fürsten Jaromar I. Zeiten bekümmert gewesen, Plätze zu denen Christlichen Kirchen auszusuchen, war man zuerst entschlossen, auf dem Berge, hinter dem Dorffe Boltzevitz belegen, gerade gegen Ummantz über, den Bau des (Gingster) Tempels zu beginnen, in Betrachtung, solches Ländlein dem Kirchspiel füglich könte mit einverleibet werden. Zu dem Ende, als der Abt zu Pudgla als erster Stiffter dieser



Lietzow.



Bootstelle am kleinen Jasmunder Bodden.

Kirchen, das Bild des Heil. Jacobi, dem die Kirche zu Ehren eingeweihet solte werden, auf erwehnten Gebürge aufrichten lassen, so hätte dieser Heiliger alle Nacht sich auf den Weg gemacht und zu Gingst an dem Orte, wo jetzo die Kirche stehet, sich niedergelassen. Wie dieses Wunder-Werck zu 3 mahlen geschehen, wäre der Abt veranlasset worden, den geistlichen Bau (zu Gingst) vorzunehmen.

Wackenroder S. 286. — Das Patronatsrecht über die Gingster Kirche stand von 1417—1538 dem Prämonstratenser-Kloster Pudagla auf Usedom zu. — Die Insel Ummanz gehörte bis zum Jahre 1323 zur Gingster Parochie.

200. Die Insel Öhe.

Die Insel Öhe soll vor Jahrhunderten das größte Gut auf ganz Rügen gewesen sein; aber das wild wogende Element des Wassers, in Verbindung mit den hier unablässig hausenden Stürmen, haben unbarmherzig ein Stück nach dem andern von der Westseite der Insel abgerissen, und die fleißige Menschenhand hat gegen die Tag und Nacht anströmende Flut bis jetzt vergeblich angekämpft. Weit in der See nach Westen hin kommen von Zeit zu Zeit beim Baggern ungeheure Eichensplitter und Blöcke aus dem jetzigen Meeresgrunde zum Vorschein und bekunden die ehemalige große Ausdehnung der Insel und ihren riesigen Baumwuchs.

Seit mehr als sechs Jahrhunderten befand sich die Insel im Besitze der gleichnamigen Familie von der Öhe, und die Sage geht, daß einst ein rügenscher Wendenfürst nach einer Jagd den jüngeren Sohn eines seiner Edlen, welcher sich in seinem Gefolge befunden, für Lebensrettung mit der Insel belehnt habe. Andere aber meinen, daß die Vorfahren der Familie von der Öhe

nichts als ehrbare Fischer gewesen, und wenn sie mit ihrem Fange nach Stralsund gekommen, um ihn zu verkaufen, habe man gesagt: „Sieh da, da kommt der Fischer von der Öhe!" und daraus seien endlich die Herren von der Öhe entstanden.

Philipp Galen [Lange]: Die Insulaner I S. 228, 235. — Die vorstehenden Sagen sind nicht freie Erfindung des Romandichters, sondern beruhen wahrscheinlich auf alter Familientradition, da der Letztling des Geschlechts, Gottlieb von der Oehe, seine Familiengeschichte zusammengestellt und dem Dichter zur Abfassung des Romans zur Verfügung gestellt hatte.

201. Ursprung der Insel Hiddensee.

Es ist eine Sage, daß die Insel Hiddensee ehemals mit Rügen durch eine vom Stolper Haken beginnende Landenge, von welcher die Fährinsel noch eine Ruine sein soll, in Verbindung gestanden habe, aber durch einen ungeheuren Orkan davon abgerissen sei.

Eine andere Sage erzählt den Ursprung der Insel Hiddensee folgendermaßen.

Als die Mönche von Corvei im neunten Jahrhundert die heidnischen Rügianer zum christlichen Glauben bekehren wollten, reiste einer von den Missionaren auch nach Hiddensee und bat am späten Abend in einem Fischerdorfe vor einer Hüttentür um Einlaß und Aufnahme. Die Eigentümerin aber wies ihn als einen Bettler trotzig und mit harten Worten zurück, worauf er sich an ihre arme Nachbarin wendete, bei welcher er sogleich Herberge und Verpflegung erhielt.

Am folgenden Morgen dankte er der armen Witwe dafür und schied von ihr mit den Worten: „Ich habe nicht Gold und Silber, um dir die Bewirtung zu bezahlen, allein dein erstes Geschäft an diesem Tage soll dir gesegnet sein!" Auf diese Worte nicht weiter achtend,

fing sie ein Stückchen selbstbereiteter Leinwand zu messen an. Hiermit wollte es aber gar kein Ende nehmen, sondern sie maß und maß den ganzen Tag hindurch, bis die Sonne unterging, und bekam so ihr ganzes Haus voll Leinwand. Nun erinnerte sie sich der Worte des Apostels und entdeckte den Grund ihres Glückes der neidischen Nachbarin.

Diese merkte sich die Worte genau und nahm den Missionar, der eine ganze Zeit darauf wieder an ihre Tür klopfte, mit der größten Bereitwilligkeit auf. Nachdem der Gast dann am anderen Morgen mit den ihr bekannten Worten geschieden war, beschloß sie sogleich, den im Spartopfe gesammelten Mammon zu zählen. Durch einen Antrieb der Natur, den sie nicht zu den Geschäften rechnete, wurde sie genötigt, vorher hinauszugehen, aber augenblicklich äußerte die Segensformel des heiligen Mannes ihre Kraft und Wirksamkeit und zwar so anhaltend, daß davon das Land überschwemmt und von Rügen abgelöst wurde.

Grümbke II S. 21 f. — Vgl. Temme Nr. 127. Jahn Nr. 223 und Israel: Die Insel Hiddensoie in den Hansischen Geschichtsblättern 1893 S. 6 f. Hier wird die hartherzige Frau überall als „Mutter Hidden" bezeichnet, nach welcher die neu entstandene Insel „Hiddensee" genannt wurde. Es scheint, als wenn dieser Name von Anfang an zu der Sage gehört hat. Nach Jahn heißt das Wasser bis auf den heutigen Tag „Hiddensee"; das ist jedoch ein offenbarer Irrtum, da nur die Insel Hiddensee mit diesem Namen benannt wird. Sonst ist noch aus der Jahnschen Darstellung zu erwähnen, daß die wohltätige Frau „Mutter Bidden" hieß und daß nach ihr das Dorf Vitte, wo sie wohnte, diesen seinen Namen erhielt. — Gräße (Preußische Sagen II S. 473) bringt die Sage in einer Fassung, welche wahrscheinlich auf einer novellistischen Bearbeitung derselben durch Ellen Lucia im Buch der Welt 1852 beruht.

202. Der Blutstreifen in Schloß Spyker.

In Schloß Spyker auf Jasmund ist an einer Wand ein langer roter Blutstreifen zu sehen, der sich trotz aller

Mühe, die man darauf verwendet hat, auf keine Art entfernen läßt. Ueber die Entstehung desselben gibt es folgende Sage.

Ein Mädchen aus Spyker war am Sonnabend Nachmittag nach Bobbin zur Beichte gegangen, um am folgenden Tage das heilige Abendmahl zu nehmen. Als sie nach Spyker zurückkehrte, herrschte auf dem Gutshofe ein fröhliches Leben und Treiben: es wurde Binnelklaasch gefeiert, und schon hatten die Musikanten angefangen zum Tanze aufzuspielen. In dem Mädchen wurde gar bald die Lust rege, an dem Tanze teilzunehmen. Sie fühlte anfangs zwar einige Bedenken, und auch von anderer Seite wurde sie darauf aufmerksam gemacht daß sich das für sie nicht schicke; aber sie erwiderte: „Ih wat! Ick will 'n Bummelschottschen danzen, dat dat ümmer so düwelt!“ Bald drehte sie sich mit den anderen Mädchen im Kreise und war eine der ausgelassensten. Nachdem eine Zeitlang getanzt war, erschien ein feiner Herr, bestellte bei den Musikanten, indem er einen Taler auf den Teller legte, einen Bummelschottschen und forderte das Mädchen zum Tanze auf. Beide rasten jetzt los, und nachdem sie ein paarmal in schnellstem Tempo herumgetanzt hatten, verschwanden sie durch das Fenster. Im selben Augenblick zeigte sich unter dem zerbrochenen Fenster an der Wand ein langer Blutstreifen. Das Mädchen aber hat man nie wiedergesehen. Schon oft hat man versucht, den Blutstreifen zu entfernen. Man hat die Wand neu abgeputzt und übertüncht; aber der Fleck ist wieder zum Vorschein gekommen. Dann hat man die Steine herausgeschlagen und durch neue ersetzt; aber vergebens. Endlich ist die ganze Wand neu aufgeführt worden; aber auch das hat nichts

genutzt, denn der Blutstreifen ist noch heute an der Stelle.

Seit jenem Ereignis ist es verboten worden, den Bummelschottschen zu tanzen.

Mitgeteilt von Konrektor P. Grützmacher.

203. Der Königsstuhl.

Der höchste Punkt der Kreidefelsen an der Ostküste Jasmunds heißt der Königsstuhl, ein Name, welcher höchst wahrscheinlich der hohen, imponierenden Lage des Felsens verdankt wird. Auf der dänischen Insel Möen heißt eine ganz ähnlich gebildete Felspartie „Droninge-Stole" d. i. Königinstuhl. Der Volksmund aber erklärt das Wort Königsstuhl auf mannigfache andere Art.

Die älteste Sage ist wohl die, nach welcher in alten Zeiten den Königen der Insel auf dem Königsstuhl gehuldigt worden ist, wobei sie auf einem hohen, von Erde künstlich errichteten Stuhle gesessen haben sollen. Man erzählt, die Rügianer hätten damals ihre Könige selbst gewählt, aber nur den kühnsten dazu genommen, und zum Beweise der Tapferkeit hätten sie verlangt, daß der König von der Uferseite her den Stuhl besteigen müsse. Darauf beruht die alte, noch jetzt von vielen geglaubte Überlieferung, daß künftig einer, der von der Seeseite her den Königsstuhl ersteige, Herr des Landes werden solle.

Andere meinen, der Name Königsstuhl sei daher entstanden, daß König Karl XII. ein Seegefecht gegen die Dänen vom Königsstuhl aus beobachtet habe. Noch andere bringen den Königsstuhl mit Karl XII. so in Verbindung, daß sie erzählen, es sei bisher niemand außer dem Schwedenkönige geglückt, den Königsstuhl von der Seeseite her zu ersteigen.

Es soll auch ein unterirdischer Gang existiert haben, welcher von der Stubbenkammer nach der Herthaburg führte.

Mündlich aus Jasmund und Temme Nr. 137. — Daß der Königsstuhl nach Karl XII. benannt sei, ist unmöglich, da der Name „Königsstuhl“ bereits 1584 angeführt wird. Vgl. Balt. Stud. XXIV S. 282.

204. Einwanderung des Geschlechts von Platen.

Fürst Wizlaw I. von Rügen (1218—1249), welcher zuerst mit Zalognew, einer Tochter des Herzogs Mestewyn von Hinterpommern, vermählt war, nahm nach dem Tode dieser seiner ersten Gemahlin zur Ehe eine Tochter des Herzogs Otto von Braunscheig und Lüneburg, namens Margareta. Als diese nach Rügen kam, soll gleichzeitig das Geschlecht derer von Platen dort eingewandert sein. Denn dieselben stammen, wie man sagt, von denen von Platen ab, welche im Lande Braunschweig wohnen.

Th. Kantzow (ed. Kosegarten) I S. 229.

205. Claus Störtebecker und Gödeke Michael.

Vor vielen Jahren hatten die Bewohner Rügens von den Einfällen und Brandschatzungen einer gefährlichen Seeräuberbande zu leiden, deren Anführer Claus Störtebecker und Gödeke Michael hießen. Störtebecker soll von der Halbinsel Jasmund stammen und eines Bauern Sohn aus Ruschvitz sein; auf diesem Hofe soll er als Knecht gedient haben und später von dort entlaufen sein. Im Jahre 1840 fanden Arbeiter von Ruschvitz beim Umackern einer wüsten Stelle den Grundbau eines Hauses und erzählten damals, sie hätten immer gehört, daß Störtebeckers Eltern an dieser Stelle

gewohnt hätten. Störtebecker soll von gewaltigem Körperbau und übermenschlicher Kraft gewesen sein, sodaß er eiserne Ketten sprengen und ein Hufeisen auseinander reißen konnte; dazu war er der Liebe nicht abhold und ein gewaltiger Trinker. Sein Genosse war Michael Gödeke oder umgekehrt Götke Micheel, auch kurzweg Gömichel, wie der Volksmund ihn gewöhnlich nennt.

Überall an der Küste hatten die kühnen Seeräuber ihre Schlupfwinkel, in welchen sie ihre reiche Beute aufspeicherten. Denn ganz unermeßlich waren die Schätze, welche sie auf ihren mannigfachen Zügen zusammengeraubt hatten. Zu Stubbenkammer in der Nähe der beiden Kreidepfeiler, welche in der halben Höhe des Abhanges emporragen, soll sich eine Höhle und in dieser die Hauptniederlage Störtebeckers befunden haben. Es wird auch wohl erzählt, daß ein Teil seiner Schätze bei Stubbenkammer im Meere verborgen liege.

In die Höhle hatte Störtebecker einst eine schöne Jungfrau gesperrt, die er in einem fernen Lande geraubt hatte; er hatte ihr den Auftrag gegeben, die Schätze zu bewachen und die Höhle nicht eher zu verlassen, als bis er zurückgekehrt sein würde. Unmittelbar darauf aber büßte Störtebecker seine zahlreichen Räubereien mit dem Leben, und da er infolgedessen nicht zurückgekehrt ist, sitzt die Jungfrau bis auf den heutigen Tag dort unten bei ihren Schätzen. Nur bisweilen kommt um die Mitternachtsstunde das gespenstische Schiff Störtebeckers zum Strande, und die Schattenbilder der ehemaligen Seeräuber steigen in die Höhle hinab, um die dort aufgespeicherten Reichtümer nachzuzählen. Die Jungfrau aber wartet von Tag zu Tage, daß jemand komme, um sie zu erlösen.

Auch in der Nähe der Golchaquelle, welche hoch oben am Felsen der Stubbenkammer entspringt, soll sich eine Höhle der Seeräuber befunden haben, in welche dieselben direkt von der See aus hineinfahren konnten, obgleich ihr Eingang oben am Felsen lag. Ebenso soll Störtebecker auch in der Herthaburg eine Niederlage und einen Schlupfwinkel gehabt und besonders sein Winterlager hier gehalten haben; auch hier soll er von der See aus zu Schiff aus- und eingefahren sein. Zur Erklärung dafür, wie die Schiffe der Seeräuber an diese hoch oben am Ufer gelegenen Punkte haben gelangen können, wird angeführt, daß das Wasser der Ostsee früher viel höher gestanden habe als jetzt und so das Einlaufen der Schiffe möglich gemacht habe.

Ferner wird der bei der Oberförsterei Werder auf Jasmund gelegene, sogenannte „Schloßwall" als Aufenthaltsort Störtebeckers und seiner Genossen angegeben. Die Südostseite dieses Walles soll vordem von einem See bespült worden sein, welcher durch einen Wasserlauf mit dem Meere in Verbindung stand, und die zwischen Bläse und Hengst gelegene Schlucht, durch welche der Wasserlauf sich hindurchwand, heißt noch jetzt die Piratenschlucht. So konnten die Seeräuber also auch hier direkt vom Meere aus in ihre Schlupfwinkel hineinfahren.

Auch zu Ralswiek, wo sich seit den ältesten Zeiten eine Hafenanlage befand, soll Störtebecker gehaust haben. — Sodann wird auch der Venzer Burgwall für einen Schlupfwinkel Störtebeckers ausgegeben. An dem Nordrande dieses Walles befindet sich noch heutigen Tages eine Vertiefung, und durch dieselbe soll ein Wasserlauf, der mit der nahe gelegenen Neuendorfer Wiek in Verbindung stand, in das Innere des Walles geführt haben.

An der Westküste Rügens soll Störtebecker zu Ralow, wo die Raubburg der seeräuberischen Ralunken lag, sein Unwesen getrieben haben. Mit den beiden Brüdern, welche auf dieser Burg hausten, soll er in Verbindung gestanden und gemeinschaftlich mit ihnen manches vorübersegelnde Handelsschiff weggekapert haben. — Auch auf dem landeinwärts von Ralow gelegenen Carower See soll Störtebecker heimisch gewesen sein; manche wollen sogar wissen, daß er in diesem See ertrunken sei.

Endlich soll Störtebecker nebst seinem Genossen Göd' Micheel auch die Bullerhürn auf Wittow als Schlupfwinkel benutzt haben. Die Seeräuber besaßen hier eine Höhle, in welche sie ihre geraubten Schätze bargen. Leider hat man diese Höhle nach dem Untergange der Seeräuber nicht auffinden können; solange aber die Schätze, an denen viel unschuldiges Blut kleben soll, nicht aufgedeckt sind, haben die Seeräuber keine Ruhe im Grabe und spuken oder „bullern“ unausgesetzt in der Meeresbucht herum.

Auf ihren Beutezügen richteten Störtebecker und Gödeke Michael ihre Angriffe vornehmlich gegen reiche Leute; den Armen aber taten sie nie etwas Böses, ja sie unterstützten dieselben wohl gar mit Geld und gaben dann reichliche Gaben. Eines Tages ging Störtebecker durch ein rügensches Dorf, da sah er vor der Haustür eine Frau sitzen, die ein Paar Beinkleider flicken wollte. Es fehlte ihr aber ein Stück Zeug dazu. Da warf ihr Störtebecker einen Lappen Tuch hin, und als die Frau denselben umwendete, klebten an der Rückseite lauter blanke Goldstücke. — In Hagen auf Jasmund saß einst ein Mann vor der Haustür und weinte; er sollte aus dem Hause ausziehen, weil er die rückständige Miete

nicht bezahlen konnte. Da kam Störtebecker durch das Dorf; er sah den Alten und fragte ihn, was ihm fehlte. Und als er die Not des Mannes vernommen hatte, gab er ihm so viel Geld, daß er auf mehrere Jahre hinaus die Miete für die Wohnung bezahlen konnte.

In ähnlicher Weise hat er einst einer Frau in Bobbin geholfen. Sie war eine arme Witwe und sollte, da sie die Wohnungsmiete nicht zahlen konnte, das Haus räumen. Da soll ihr Störtebecker so viel Geld gegeben haben, daß sie nie wieder in Not kam. Das betreffende Haus ist noch jetzt in Bobbin vorhanden.

Lange Zeit hindurch hausten die von jedermann gefürchteten Seeräuber ungestört in den rügenschen Gewässern. Endlich aber gelang es den Rügianern doch, ihrer habhaft zu werden. Störtebecker sowohl, wie sein Genosse Michel Gödeke wurden gefesselt eingebracht und zum Tode verurteilt. Sie suchten zwar dem Verderben zu entgehen und versprachen, sich mit einer goldenen Kette zu lösen, welche rings um die Mauern der Stadt Hamburg herumreiche. Aber die Leute in Rügen ließen sich durch solche Versprechungen nicht blenden; sie waren froh, ihre Plagegeister in ihre Gewalt bekommen zu haben, und das Urteil wurde an ihnen vom Henker vollzogen. Noch heute zeigt man die Stelle, wo die beiden Räuber getötet und ihre Leichname eingescharrt wurden; es ist das eine kleine Lichtung, welche inmitten der Stubbnitz gelegen ist.

Die Schiffe der Seeräuber wurden auf Abbruch verkauft, und dabei erstand sich ein armer Tagelöhner die Mastbäume, um sie als Brennholz in seinem kleinen Haushalte zu verwenden. Wie er sich nun daran machte, die Masten in Stücke zu sägen, siehe, da fielen statt der

Sägespäne kleine, blanke Körnchen zur Erde. Er schaute näher zu, und da ergab es sich, daß sämtliche Mastbäume inwendig hohl und die Höhlungen mit lauterem Golde gefüllt waren. Das war das Gold, aus welchem Störtebecker die Kette hatte anfertigen wollen, die er als Lösegeld in Aussicht gestellt hatte. Der arme Tagelöhner aber wurde durch die gefundenen Schätze ein steinreicher Mann, daß er genug hatte sein Lebenlang.

Wenn in der eben angeführten Sage die von Störtebecker versprochene Kette bereits auf Hamburg hinwies, so tritt diese Beziehung noch deutlicher hervor in einer anderen, ebenfalls auf Rügen heimischen Sage.

Als einmal die Seeräuberflotte, so erzählt man sich, auf offener See vor Anker lag, näherten sich ihr die rügenschen Fischer in der Dunkelheit der Nacht, ohne von jenen bemerkt zu werden. Da die Rügenschen zu schwach waren, um die Seeräuber zu überwältigen, so verkeilten sie die Steuer der feindlichen Schiffe, sodaß sie dieselben am anderen Tage bei der auffrischenden Brise nicht gebrauchen konnten. Der Wind trieb die Schiffe vielmehr in der Richtung hin, welche das unbewegliche Steuer angab. Auf diese Weise kamen die Seeräuber direkt nach Hamburg, wo sie dann gefangen genommen wurden.

Über die Gefangennahme Störtebeckers durch die Hamburger gibt es noch eine andere Sage, welche sich freilich mit dem schon Angeführten zum Teil deckt. Diese Sage lautet folgendermaßen: Die beiden Seeräuber Claus Störtebecker und Göte Micheel lagen eines Tages mit ihrem Schiffe in der Nähe von Hamburg. Ringsumher war kein anderes Schiff zu sehen, nur ein kleines Fischerboot lag in einiger Entfernung. Die Räuber ließen es

jedoch unbeachtet; sie meinten, da wäre doch nichts zu holen, und daß das kleine Boot ihnen Schaden bringen könne, daran dachten sie nicht im entferntesten. Der Fischer aber, der im Bote saß und die Seeräuber wohl kannte, gab genau acht auf alles. Als es nun gegen Mittag sehr heiß wurde und die Räuber allmählich einschliefen, kam der Fischer herbei und goß die Angeln des Steuerruders mit Blei aus, sodaß sie unbeweglich waren. Dann segelte er schnell nach Hamburg, rief Leute herbei, bemannte einige Schiffe und führte sie dahin, wo das Schiff der Seeräuber lag. Diese wollten schnell entfliehen, aber sie konnten nicht, da sie das Steuer nicht in ihrer Gewalt hatten. Deshalb mußten sie sich gefangen geben. Störtebecker und Michel Gödeke suchten nun ihr Leben loszukaufen, indem sie den Richtern große Schätze und eine goldene Kette anboten, die dreimal um Hamburg reiche. Die Richter ließen sich aber auf solche Versprechungen nicht ein und verurteilten die Räuber zum Tode.

Über den Tod Störtebeckers wird erzählt, daß dieser kühne, starke Mann, als ihm bereits der Kopf abgehauen war, noch eine ziemliche Strecke fortgelaufen sei, bis ihm ein Gehülfe des Scharfrichters einen Richtblock vor die Füße warf, über den der enthauptete Seeräuber stolperte und zu Fall kam. Eine andere Fassung der Sage fügt noch hinzu: Als Störtebecker geköpft werden sollte, standen seine mitgefangenen Spießgesellen in einer langen Reihe neben dem Richtblocke. Da sprach der Richter zu Störtebecker, wenn er, nachdem ihm der Kopf abgehauen sei, noch umherlaufen könne, so sollten alle diejenigen seiner Gefährten, an welchen er vorbeilaufen würde, frei sein. Darauf lief Störtebecker, als er seinen Kopf bereits ver-

loren hatte, ein ganzes Stück an der Reihe seiner Gefährten entlang, bis er endlich doch zusammenbrach.

Nachdem die Hamburger die gefangenen Seeräuber enthauptet hatten, schickten sie eine Kommission nach Rügen zur Auffindung der von Störtebecker und Michel Gödeke geraubten und auf der Insel vergrabenen Schätze. Ein Bauer aus Saßnitz, der den Seeräubern gedient hatte, verriet den Hamburgern die betreffende Stelle. Sie lag in dem Winkel, welchen der Prißnitzer und der Kühlen-Bach in der Stubbnitz bilden. Und in der Tat soll hier ein Teil des Geraubten wieder zutage gefördert worden sein. Auch in dem Venzer Burgwalle sollen noch große Schätze verborgen sein, die die Seeräuber hier einst vergraben haben; besonders erzählt man dies von jener großen goldenen Kette, die dreimal um die Mauern der Stadt Hamburg reiche. Die Kunde hiervon muß auch anderswo verbreitet sein. Denn vor vielen Jahren kam ein Jude ins Land, der bot Herrn von Barnekow auf Teschvitz, dem Besitzer des Burgwalles, eine große Summe Geldes an, wenn er ihm erlauben wollte, den Wall abzutragen und die darin befindlichen Schätze aufzusuchen, doch hat er die Erlaubnis dazu nicht erhalten.

So hat sich auf Rügen ein reicher Kranz von Sagen um die Gestalt der ehemaligen Seeräuber gebildet, und die Erinnerung an ihre Taten hat sich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten. Die Worte „Störtebecker kommt!“ dienten noch bis vor kurzem als Schreckruf für störrische und weinende Kinder.

Von dem alten Störtebeckerliede aber, welches noch im Anfange des 19. Jahrhunderts auf Rügen bekannt war, findet sich jetzt im Volksmunde keine Kunde mehr. Der erste Vers des Liedes lautete im plattdeutschen Texte:

Störtebecker un Gödeke Micheel,
De roveden beide to lieken Deel
To Water un nich to Lande,
So lange, dat it Gode im Himmel verdrot;
Des mußten se lieden grote Schande.

Meist nach mündlichen Quellen aus verschiedenen Teilen der Insel. — Manche Züge der Sage finden sich schon in den älteren Geschichtsquellen: Mikrälius kennt den Aufenthalt Störtebeckers in der Stubbenkammer, Lemmius lokalisiert den Seeräuber im Schloßwall bei Werder, Wackenroder (S. 239 f.) im Venzer Burgwall. Vgl. Grümbke: Darstellungen I S. 47 ff. Zu dem am Schluß angeführten Sprichworte vgl. Oelrichs: Hist.-geogr. Nachr. S. 22: Sieh, Störtebeck und Gädecke Micheel, wo wilt du hin? ein Anruf an herumlaufende Kinder.

206. Die Kuh mit den vergoldeten Hörnern.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gab es schließlich auf ganz Rügen keine Kühe mehr. Nur ein Landmann auf Jasmund hatte noch zwei Kühe; die hatte er in einer Höhle verborgen, welche er zwischen dem Dubberwort und einem anderen in der Nähe gelegenen, kleineren Hügel angelegt hatte. Da ließ der König von Schweden den Befehl ergehen, wer noch eine Kuh habe, der solle sie bringen; denn ihr sollten die Hörner vergoldet werden. Als der Landmann infolge dieser Aufforderung nach seinen Kühen sah, fand er nur noch eine am Leben. Diese brachte er nun zum Vorschein, und der König ließ ihr, als der einzigen Kuh, die noch auf Rügen vorhanden war, die Hörner vergolden.

Mündlich aus Bergen. — Vgl. Haas: Beiträge zur Gesch. der Stadt Bergen S. 86.

207. Die Krone des Großen Kurfürsten.

Vor vielen, vielen Jahren ist ein König von Preußen bei Neukamp auf Rügen gelandet und hat daselbst mit König Karl XII. von Schweden um das Land Rügen

gekämpft. Der König von Preußen wurde aber besiegt und mußte sich nach Pommern zurückziehen. Dabei verlor er, so recht zwischen Neukamp und Wusterhusen, seine Königskrone, die alsbald in die Tiefe des Meeres versank. Und von da hat sie auch nicht wieder heraufgeholt werden können. Nur bisweilen tritt sie an die Oberfläche des Meeres, und dann kann man sie aus der Ferne blinken sehen. Wegen dieser verlorenen Krone haben die Könige von Preußen auch nicht von dem Lande gelassen und noch oft und viele große Kriege um dasselbe geführt, bis sie es endlich in ihren Besitz bekommen haben.

Balt. Studien 13, 2 S. 217. — Vgl. E. M. Arndt: Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 45 (ed. Geerds): Da, wo der Kirchturm von Wusterhusen ragt, ist ein König mit der goldenen Krone ins Meer gesprungen; noch blinkt sein Kopf mit der goldenen Krone in der Johannismitternacht hervor.

208. Karls XII. Mittagsmahl auf dem Steine bei Nadelitz.

Als die Preußen und Dänen bei Stresow auf der Insel Rügen gelandet waren, zog ihnen König Karl XII. von Schweden entgegen, um sich mit ihnen zu messen. Von Stralsund kommend, schlug er die Landstraße über Garz und Putbus ein. Um die Mittagszeit war er bis in die Nähe von Nadelitz gekommen. Bei dem Könige sowohl, als auch bei seiner Umgebung hatten sich Hunger und Durst eingestellt, und als der König einen unmittelbar neben der Landstraße liegenden, großen Felsblock bemerkte, ließ er Halt machen und sprach: „Hier hat uns die Natur selbst eine Mittagstafel bereitet; hier wollen wir speisen und uns zu dem bevorstehenden Strauße stärken.“

Wie der König befohlen hatte, so geschah es. Das Andenken an dieses Königsmahl hat sich aber bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes erhalten, und die Umwohnenden erzählen, wenn sie an dem Steine vorüberkommen, gerne von diesem Ereignisse aus dem Leben des großen Schwedenkönigs.

Nach Sundine 1833 S. 148 und mündlich. — Inhaltlich vgl. Kuhn und Schwartz: Nordd. Sagen Nr. 213 (Tillys Tisch).

209. Das Gefecht bei Stresow am 16. November 1715.

I.

In Stresow weiß man noch viel zu erzählen von dem Kriege, den König Carolus mit den Dänen geführt hat. Der König lag mit seiner Mannschaft um Stresow herum, und die Dänen kamen zu Schiffe um Mönchgut und wollten bei Stresow landen. Nun zieht sich aber vom Vilm aus ein flaches Schar gegen Reddevitz hinein, und die Schiffe müssen sich wohl vorsehen, daß sie nicht auflaufen. Die Dänen hatten keinen Lotsen und wußten nicht, wie sie das Fahrwasser finden sollten. Da wurde ein Mann aus Stresow, mit Namen Meusling, der Verräter. Der spreitet ein weißes Laken auf sein Hausdach, da sollen sie darauf loshalten, und so kommen die Dänen auch gut ans Land. Das Haus steht noch (1856), wodurch Meusling die Dänen hereingelotst hat; es wohnt jetzt der Kätner Pahl darin. Es ist ein altes Gebäude mit großem, tief herabhängendem Dache, unter dem sich Menschen und Vieh gemeinsam befinden. Die geräumige Lehmdiele ist zugleich Hausdiele und Futtergang; alles von Rauch schwarz. (Von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Malen in Stresow gehört.)

II.

Der schwedische General ist Baswitz gewesen. Der hat auch mehr gekonnt als sonst jederein (de het ôk mihr kunt as süs jederên). Und als nun die Dänen landen, bittet er den König, er solle ihm noch eine Stunde Zeit geben; dann will er die Stresower Tannen vorziehen, daß die Dänen sich darauf erst abschießen. Carolus hat aber so viel Hast gehabt, daß er angreifen will. Da bittet Baswitz um eine halbe Stunde. „Nein!“ ist die Antwort des Königs. „„Na, denn eine Viertelstunde.““ „Auch nicht.“ Zuletzt hat er nur so viel Zeit haben wollen, um eine Schneidlade Häcksel auszuschneiden ('ne Schnîdlâd Hackels uttoschnîden); aus jeder Häckerlingspfeife wollte er einen Soldaten machen. Carolus hat ihm auch die Zeit nicht geben wollen. „Baswitz, wird dir bange?“ fragt er ihn. „„Nein, königliche Majestät; an meinem grauen Haupte ist nichts versehen; wenn Ihnen mit meinem Blute gedient ist, dann gleich auf der Stelle!““ Und so rückt er gegen die Dänen an und hat sein Leben dort lassen müssen. Carolus aber hat sich fortgemacht.

Als die Dänen nun schon gewonnen haben, fährt ein schwedischer Konstabler mit Namen Tessin immer fort, aus seiner Kanone zu schießen, sodaß sie ihm nicht beikommen können. Die ganze Bedienungsmannschaft ist gefallen, er bedient allein sein Geschütz und schießt, bis auch er endlich fällt. Der Berg bei Stresow, welchen der Konstabler so verteidigt hat, heißt noch heute nach ihm der Tessenberg. (Im Jahre 1856 gehört von einer Fischerfamilie in Stresow, aus der der Hausvater und die Hausmutter bereits in den Siebzigern sind. Die Frau behauptet, ihre väterliche Familie habe so lange in

Stresow gewohnt, als das Dorf gestanden habe, und das sei schon, sie weiß nicht, wie viele Jahrhunderte.)

Übereinstimmend hiermit hörte ich die Geschichte im Jahre 1862 von dem alten blinden Kossaten Bandelin in Glowe auf Jasmund. Bei Erwähnung des Häckerlingschneidens fügte er hinzu: Den Häcksel hat er säen wollen, und aus jeder Häckerlingspfeife sollte dann ein Soldat werden.

Der Stellmacher Ewert in Casnevitz wußte weiter noch (1859): Baswitz hat ein Spiel Karten auf das Wasser geworfen, und die sind Schiffe geworden. Die Tannen hat er vorziehen wollen, und die sind eben in der Verwandlung gewesen, aber der König hat ihm keine Zeit mehr gelassen.

Dr. R. Baier: Stralf. Geschichten, Stralsund 1902, S. 95 f. — Die Sage von dem ausgehängten Laken ist vermutlich dadurch entstanden, daß von der landenden Flotte ein Matrose vorausgeschickt wurde, der zum Zeichen der Sicherheit am Lande eine Fahne aufstecken mußte. Vgl. Relation von dem Embarquement derer Trouppes. Greiffswald, 18. Nov. 1715.

210. Der letzte Rotermund.

Die Familie Rotermund, welche zu dem ältesten Adel der Insel Rügen gehörte, hatte viele Jahre zu Boldevitz bei Gingst gewohnt. Im achtzehnten Jahrhundert aber starb die Familie aus. Der letzte männliche Sprosse dieser Familie soll ein leidenschaftlicher Spieler gewesen sein. Einst hatte er eine Spielpartie bei sich veranstaltet, durch welche er sein ganzes Hab und Gut verlor. Schon hatte er sein Erbgut, sein Geld und seine Kostbarkeiten, ja selbst die Schmuckgegenstände seiner Frau verspielt, da reichte ihm die letztere ihre mit kostbaren Edelsteinen verzierte Kagel (Zipfelmütze). Mit dieser gewann der Gatte nicht nur alles Verlorene zurück, sondern auch

noch ansehnlich darüber, sodaß er auf dem Gute bis zu seinem Tode wohnen konnte.

R. S(chneide)r S. 198 f. — Dähnert erklärt Kagel als eine Frauenkappe mit einem um die Schultern hangenden Kragen; inwendig war die Kagel gemeiniglich zur Wärmung rauh gefuttert. Im Westfälischen heißt die Bienenmütze „Imenkuegel“ (Kuhn II S. 65).

211. Aussterben adliger Geschlechter.

Zur Schwedenzeit soll es Brauch gewesen sein, daß der, welcher zuerst die Nachricht von dem Aussterben eines adligen Geschlechtes dem Könige oder dessen Stellvertreter überbrachte, Erbe der Güter dieses Geschlechtes wurde. So geschah es auch beim Aussterben des Geschlechtes von Z. Ein alter Diener des Hauses meldete den Tod seines ohne Erben verstorbenen Herrn dem Generalfeldmarschall von B., welcher im Namen des Königs in Schwedisch-Pommern regierte. Dem Diener soll für diese Nachricht das Gut Zessin als Eigentum überwiesen worden sein.

Mündlich.



XX.

Vermischtes.

---

212. Die verdorrte Hand in der Kirche zu Bergen.

In der Kirche zu Bergen wurde bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine verdorrte Hand aufbewahrt, welche von einem Vatermörder herrühren und nach dessen Tode aus dem Grabe hervorgewachsen sein soll. So oft man auch versuchte, die Hand von neuem in die Gruft zu legen, stets kam sie wieder hervor, bis man sie endlich abhieb und in der Kirche niederlegte. Solche Strafe trifft aber alle diejenigen, welche ihre Hand gegen die eigenen Eltern erheben.

Mündlich aus Bergen. — Ähnliches meldet die zuerst von Chr. Zickermann (Hist. Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern S. 87) mitgeteilte Sage über zwei ungeratene Kinder in Stettin, deren Hände in der dortigen Peter- und Paulskirche aufbewahrt wurden. Vgl. Urquell N. F. I S. 65—67.

213. Der Schneider im Himmel.

Ein Schneidergeselle war gestorben und kam an die Himmelspforte und bat Petrus um Einlaß. Petrus aber war keineswegs geneigt, ihn aufzunehmen. Da fing der

Schneider an zu jammern und zu bitten, bis Petrus sich endlich erweichen ließ und ihn in den Himmel hineinließ.

Kaum aber war das Schneiderlein eingetreten, so entäußerte er sich schnell aller Blödigkeit und ging stracks nach der Stelle des Himmels, wo Gottes Thron stand. Unser Herrgott hatte eben den Thron verlassen, um sich einen Augenblick von der Anstrengung des Regierens auszuruhen. Als nun das Schneiderlein den göttlichen Thron leer fand, setzte er sich sogleich darauf und tat so, als wenn er selbst jetzt die Welt zu regieren hätte. Mit strengem Blick schaute er auf die tief unter ihm liegende Erde und bemerkte, wie eben ein Mensch einen Mitmenschen erschlug. Da ergrimmte der Schneider, ergriff den goldenen Fußschemel, der vor Gottes Thron stand, und schleuderte ihn auf den Mörder, daß dieser tot zu Boden fiel.

Durch diese Handlungsweise hatte der Schneider dem göttlichen Gerichte vorgegriffen, und die Strafe folgte der Tat auf dem Fuße. Kaum nämlich hatte Petrus gesehen, wie der, den er nur aus Gnade und Barmherzigkeit ins Himmelreich aufgenommen hatte, sich so unbescheiden, dreist und hartherzig benahm, so packte er den Schneider am Kragen und warf ihn ohne weitere Umstände zur Himmelstür hinaus.

Aus Putbus mitgeteilt von O. Haas. — Vgl. hierzu den alten Volksschwank vom „Schneider im Himmel", welchen zuerst Heinrich Bebel (1472—1516) in seinen Facetien (19), etwas später (1556) Jakob Frey in seiner Gartengesellschaft (108) und von neueren die Brüder Grimm in den Kinder- und Hausmärchen behandelt haben.

214. Durch Mauern gesogen.

Ein Mann, welcher im Gefängnis saß, bekam dort sehr schlechtes Essen, sodaß er fast verhungern mußte.

Als seine Tochter davon hörte, kochte sie ihm seine Lieblingssuppe und ging damit zum Gefängnis. Dort legte sie einen Schlauch durch das vergitterte Fenster und ließ ihren Vater die Suppe trinken. — Alsdann ging sie zu den Richtern und sagte diesen, sie wolle ihnen ein Rätsel aufgeben; könnten sie die Lösung desselben nicht finden, dann solle ihr Vater frei sein. Die Richter waren mit diesem Vorschlage einverstanden. Da sprach sie:

Durch Mauern gesogen,
Hat Herren betrogen,
Ist Tochter gewesen,
Ist Mutter geworden.
Nun rat't meine Herrn! Was ist das?

Die Richter konnten das Rätsel nicht raten und mußten daher den Mann freigeben, welcher nun mit seiner Tochter in das Heimatsdorf zurückkehren durfte.

Mitgeteilt aus Putbus. — Der Wortlaut des Rätsels setzt eine ältere Fassung dieses Märchens voraus, wonach die Tochter, welche kurz zuvor einem Kinde das Leben geschenkt hatte, den zum Hungertode verurteilten Vater mit ihrer Brust durch die Mauer gesäugt hat. Vgl. Blätter für Pommersche Volkskunde V. Jahrg. S. 151 f. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I. Band S. 214 ff. und Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 540. Daß dieses Rätselmärchen schon den alten Griechen und Römern bekannt war, hat G. Knaack in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, NF. XII. S. 450—454 nachgewiesen.

215. Was Johann zu leisten vermag.

Auf dem Gute Z. war eine recht fidele Herrengesellschaft versammelt, in welcher eitel Lust und Freude herrschte. Und das war allerdings auch kein Wunder, wurde doch heute der Geburtstag des Hausherrn gefeiert. Nachdem die Tafel aufgehoben war, wurde eine umfang- und inhaltreiche Bowle aufgetragen, welche selbst in dieser trinklustigen Gesellschaft Staunen und Verwunderung er-

regte. Aber der Hausherr suchte seine Gäste zu beruhigen und meinte, bei einigem guten Willen würden sie es schon schaffen. Als jedoch von neuem Zweifel dagegen erhoben wurden, erwiderte er, die Bowle zu bewältigen, wäre überhaupt nicht schlimm; ja, sein Kutscher Johann wäre imstande, sie auf einen Zug zu leeren. Dagegen wurde nun erst recht Widerspruch erhoben, und nach längerem Hin- und Herreden kam es zu einer Wette.

Johann wurde hereingerufen und gefragt, ob er imstande wäre, die Bowle auf einen Zug auszutrinken. Der Gefragte antwortete, er traue sich zwar ein gut Teil zu; aber ob er dies auch könne, wisse er nicht; er müsse sich zehn Minuten Bedenkzeit ausbitten. Das wurde ihm denn auch gerne gewährt. Nach Verlauf von zehn Minuten kehrte Johann zurück und sagte, er könne es. Darauf setzte er die Bowle an und leerte sie unter allgemeinem Staunen der Gesellschaft auf einen Zug, sodaß kein Tropfen darin blieb. Zur Belohnung erhielt er von seinem gutgelaunten Herrn die ganze Summe, um welche gewettet worden war. Johann bedankte sich und wollte gehen. Da rief ihn sein Herr noch einmal zurück und fragte ihn, weshalb er sich zehn Minuten Bedenkzeit ausbedungen habe. Johann antwortete: „Ja, Herr; ick hemw't buten irst ees mit Water versöcht."

Mündlich. — Vgl. den Schwank „Wenn dat Kalf nu awer noch nich ball kümmt!" in den Blättern für Pom. Volkskunde III S. 139.

216. Ein Schornsteinfeger wird für den Teufel gehalten.

Auf einem größeren Gutshofe Rügens hatte ein Schornsteinfeger seines Amtes gewaltet. Als er mit seiner Arbeit fertig war, war es bereits so spät geworden,

daß er an demselben Abend nicht mehr nach Hause kommen konnte. Er bat daher den Gutsherrn um ein Nachtquartier, und dieser wies ihm ein Strohlager im Scheunenfach an, womit der Schornsteinfeger auch ganz zufrieden war.

Auf der Scheunendiele standen mehrere Säcke voll Korn, das am Tage ausgedroschen war. Auf dieses Korn hatten es zwei Diebe abgesehen, die aber von der Anwesenheit des Schornsteinfegers keine Ahnung hatten. Kurz vor Mitternacht, als auf dem Gutshofe alles schlief, schlichen sie sich zur Scheune und öffneten eine Seitentür, die gewöhnlich nicht verschlossen war. Der eine von beiden, der sich zum ersten Mal auf solch einem verbotenen Schleichwege befand, war sehr ängstlich und wäre am liebsten noch im letzten Augenblicke umgekehrt, wenn er sich nicht vor seinem Genossen geschämt hätte. Aber seine Furcht konnte er doch nicht ganz unterdrücken, und er sprach leise zu jenem: „Wenn uns hinnerher man nich de Bös' in de Finger kriegt!" Der andere erwiderte: „Ach, wat! Dat is jo hüt Mandschien und stirnklor; de Bös' geht bloß in düstere Nacht üm." Inzwischen waren sie bis zu der Stelle gekommen, wo das Korn stand. Jeder suchte sich im Halbdunkel einen Zweischeffelssack aus, um ihn sich auf die Schultern zu schwenken. Der ängstliche Dieb hatte seinen Sack bereits auf dem Nacken, da stieß der andere an ein Sieb, daß es klirrend und polternd zur Erde fiel. Davon erwachte der Schornsteinfeger; schlaftrunken erhob er sich und lehnte sich mit halbem Oberkörper über die Lehmwand, welche das Scheunenfach von der Diele trennte. Kaum aber hatte der ängstliche Dieb die schwarze Gestalt erblickt, so ließ er den Sack fallen und rief voller Schrecken und

Entsetzen aus: „Korl, kiek! Dor is He, Musche Urian!" Nun packte auch den anderen ein heilloser Schreck, und beide stürzten von dannen, bevor dem Schornsteinfeger überhaupt klar wurde, was auf der Diele eigentlich los war. Erst am anderen Tage stellte sich heraus, daß Diebe in die Scheune eingebrochen waren. Der Schornsteinfeger aber, der die Diebe durch seine Anwesenheit verscheucht hatte, erhielt von dem Gutsherrn ein reichliches Geldgeschenk.

Mündlich.



XXI.

Märchen.

---

217. Hans von der Wall.

Hans, ein armer Hirte in der Stadt Bergen, hatte sich bei einem Ackerbürger vermietet und mußte dessen Schweine hüten. Nun war aber die alte „Schwienweid'", welche südlich vom Nonnensee bei Bergen lag, ein mageres dürftiges Stück Feld, und Hans, der ein Herz für das ihm übergebene Vieh hatte, trieb seine Schweine lieber in die Rugardheide, wo es besseres Futter gab. Dort begegnete ihm eines Tages eine alte Frau, die sprach zu ihm: „Hans, du bist ein braver Kerl. Hier übergebe ich dir einen Stock, mit dem du Wunder verrichten kannst. Denn wenn du mit dem Stocke nach irgend jemand hinzeigen wirst, wird der Betreffende wie tot zur Erde fallen."

Als Hans seine Schweineherde eine Zeitlang in der Rugardheide gehütet hatte, genügte ihm dieselbe bald nicht mehr, denn er hatte sehnsüchtige Blicke nach der Insel Altrügen geworfen, auf welcher mannshohes Gras wuchs, ohne daß es benutzt wurde. Deshalb schlug er

eines Morgens mit Hilfe des Zauberstabes, den ihm die alte Frau gegeben hatte, eine Brücke nach der Insel hinüber und trieb seine Schweine in das hohe Gras, in welchem sie garnicht zu sehen waren. Nun war Hans zufrieden; er setzte sich hin und verzehrte sein Frühstück. Während dessen kam ein fürchterlicher Riese, dem die Insel Altrügen gehörte, angelaufen und wollte den armen Hans mit seiner gewaltigen Eisenstange niederhauen. Hans aber bemerkte ihn rechtzeitig und zeigte mit seinem Stocke auf den Riesen, sodaß dieser zu Boden sank. Nun bat der Riese ganz flehentlich, Hans möchte ihm doch wieder auf die Beine helfen, er solle auch das ganze Jahr hindurch auf der Insel hüten dürfen. Damit war Hans ganz einverstanden, und als der Riese ihn zum Frühstück einlud, folgte ihm Hans nach der Insel Pulitz, wo die Burg des Riesen lag. Als sie sich an Wein und Brot gesättigt hatten, zeigte ihm der Riese ein Schwert und sagte: „Wenn du dieses Schwert schwingen kannst, so soll es dein eigen sein.“ Hans versuchte das Schwert zu heben, war aber nicht imstande dazu, denn soweit reichten seine Kräfte nicht aus. Nun führte ihn der Riese zu einem Teiche, welcher ganz mit Wein und anderen stärkenden Getränken angefüllt war. Darin mußte sich Hans baden, und nach dem Bade konnte er das Schwert des Riesen schwingen.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen, und Hans trieb seine Schweine nach Bergen zurück, die hatten sich aber so dick gefressen, daß sie kaum gehen konnten, worüber sich ihr Besitzer nicht wenig wunderte.

Am folgenden Tage trieb Hans seine Schweine abermals nach Altrügen, der Riese erschien wieder, und Hans, der ein zweites Weinbad nahm, konnte jetzt ein

Schwert schwingen, welches noch einmal so groß war wie das vom vorhergehenden Tage. Am Abend aber kehrte er wieder mit seinen wohlgemästeten Schweinen in die Stadt zurück.

Am dritten Tage erging es Hansen ebenso wie an den beiden vorhergehenden Tagen: nach dem dritten Bade konnte er ein Schwert schwingen, welches so groß war, wie die beiden Schwerter vom ersten und zweiten Tage zusammengenommen. Als der Riese das sah, ward er sehr froh und nahm Hans als Sohn an.

Nun verkehrten die beiden ganz friedlich und vergnügt mit einander. Eines Tages aber sprach der Riese: „Hans, in der Nähe von Bergen ist ein Glasberg, in dem sitzt eine Prinzessin als Jungfrau verzaubert und von einem neunköpfigen Drachen bewacht; die sollst du erlösen.“ Hans war damit einverstanden: er erhielt eine silberne Rüstung und ein weißes Roß und nahm das Schwert, welches er am ersten Tage geschwungen hatte. So sprengte er auf den Berg los. Der Berg soll der Rugard bei Bergen gewesen sein.

Am Fuße des Berges traf er den König und mehrere Große des Reiches, die fragte er, was los wäre. Der König entgegnete: „Wer die Prinzessin erlöst, der bekommt sie zur Frau.“ — Kaum hatte Hans das gehört, so rief er hurra, gab seinem Roß die Sporen und sprengte den Berg hinan. Als er oben angekommen war, ermahnte ihn die Prinzessin, von seinem Vorhaben abzustehen, sonst würde er gleichfalls in die Gewalt des Drachen kommen. Hans aber war fest entschlossen, und als er des Drachen ansichtig wurde, ergriff er sein Schwert und hieb dem Drachen drei Köpfe ab, sodaß dieser die Fortsetzung des Kampfes auf den folgenden Tag verschob. Nachdem

Hans auf Pulitz seine Rüstung abgelegt hatte, kehrte er des Abends als Schweinehirte nach Bergen zurück.

Am folgenden Tage zog sich Hans auf Geheiß des Riesen eine goldene Rüstung an und bestieg ein schwarzes Roß und nahm das mittlere Schwert. Als er mit diesem an den Fuß des Berges kam, fragte er wieder, was los wäre. Der König entgegnete: „Wer die Prinzessin erlöst, der bekommt sie zur Frau.“ Wieder jagte Hans den Berg hinan. Als er oben ankam, erkannte ihn die Prinzessin nicht wieder und warnte ihn wie am vorhergehenden Tage. Hans aber ließ sich nicht beirren und wartete die Ankunft des Drachen ab. Als er endlich kam und seines Gegners ansichtig wurde, spie er Feuer und Schwefel, sodaß Hansens Rüstung schmolz. Dadurch ließ sich dieser aber nicht aufhalten, sondern ergriff sein Schwert und hieb dem Drachen wieder drei Köpfe ab, und der Drache bat wieder um Pardon bis morgen.

Am dritten Tage zog sich Hans eine Rüstung an, die aus Gold und Silber war, nahm das dritte und größte Schwert und setzte sich auf einen feurigen Rappen. So ausgerüstet, kam er wieder an den Berg, wo er auch den König wieder traf. Dieser hatte Befehl gegeben, den fremden Ritter nach bestandenem Kampfe aufzuhalten, und wenn er nicht gutwillig bleiben wollte, auf ihn zu schießen. Als Hans fragte, was los wäre, sprach der König: „Wer die Prinzessin erlöst, der bekommt sie zur Frau.“ Hans jagte wieder den Berg hinan. Als er oben ankam, saß die Prinzessin da und weinte auf ihr Taschentuch; als sie aber des Ritters ansichtig wurde, hörte sie auf zu weinen und schenkte ihm das Taschentuch. — Nun erschien aber auch schon der Drache wieder, und der Kampf, den Hans an diesem Tage zu bestehen

hatte, war ein fürchterlicher. Denn der Drache wendete alle Kraft an, um seinen Gegner zu überwinden; er schlug mit Schwanz und Füßen um sich, und mit seinem Rachen suchte er das Pferd tot zu beißen. Aber Hans hatte ja das große Schwert in der Faust, und der Drache mußte schließlich doch unterliegen. Als Hans ihm die drei letzten Köpfe abgehauen hatte, wälzte sich der blutige Rumpf den Berg hinunter.

Der Sieger nahm die Prinzessin, welche ganz außer sich vor Freude und Dankbarkeit war, vorne auf sein Pferd und brachte sie zum König. Dieser ließ seine Tochter einen köstlichen Wagen besteigen, und Hans mußte neben ihr reiten. So ging es in freudigem Triumphzuge zur Stadt Bergen; denn alles war voller Freude und Jubel. Als aber der Zug eben um eine Ecke bog, da gab Hans seinem Rosse die Sporen und jagte davon. Nun dachten die Diener des Königs an den Befehl ihres Herrn und schossen auf den davoneilenden Ritter; sie trafen ihn aber nur am linken Bein.

Als Hans auf Pulitz ankam, erzählte er seinem Vater, dem Riesen, den guten Erfolg seiner Sendung, und der Riese, der sich sehr darüber freute, schenkte Hansen so viel Geld, als er nur tragen konnte. Als es Abend war, trieb er, wie an den früheren Tagen, seine Schweineherde zur Stadt zurück. Hier aber herrschte inzwischen große Trauer, denn der König und die Prinzessin wollten gerne wissen, wie der kühne Ritter hieße, der den Drachen getötet hätte. Da sie es aber nicht herausbrachten, so hatte der König allen Leuten das Singen verboten. Als Hans nun zur Stadt kam, ließ er so recht aus vollem Herzen ein frohes Lied erschallen; die Leute verboten es ihm zwar, er aber warf ihnen Geld

zu, und so ließen sie ihn singen. Dadurch wurde einer aus der Umgebung des Königs auf ihn aufmerksam, und dieser fragte den König, ob er nicht den Schweinehirten aufsuchen lassen wolle; möglicherweise könne der die Prinzessin erlöst haben. Der König lächelte zwar, ließ es aber doch geschehen. Und siehe — da fand sich an Hansens Fuß die Wunde, die er auf der Flucht erhalten hatte, und um die Wunde war — das Taschentuch der Prinzessin gewunden. So war denn jeder Zweifel gehoben, und Hans mußte, so sehr er sich auch sträuben mochte, auf die Königsburg gehen. Der König freute sich sehr, daß der tapfere Drachentöter gefunden war: er erhob Hansen in den Adelsstand und gab dem „Ritter Hans von der Wall" die Hand seiner Tochter. Der Riese aber schenkte seinem Sohne einen Rappen, welcher die Eigenschaft hatte, daß er, so sehr und so lange er auch lief, niemals müde wurde.

Als der König einige Jahre später starb, wurde Hans sein Nachfolger.

Mündlich aus Bergen.

218. Ein Hirtenknabe wird König von Rügen.

In einem Dorfe hinter Stralsund wohnte ein Schäfer, der hatte zwei Söhne, von denen der ältere Soldat war. Der jüngere Sohn aber war noch zu Hause und hütete die Schafe seines Vaters. Eines Tages, als er auf dem Felde war, schlief er ein, und da träumte ihm, er solle König von Rügen werden. Als er Abends nach Hause kam, sagte er zu seinem Vater: „Varre, mi het drömt, ich sall König von Rügen warden." Der Vater aber entgegnete: „Jung, dat is nich wohr; gah man ruhig werre hen un höd dine Schaap."

Er ging auch wieder hin; aber als er wieder einmal eingeschlafen war, hatte er denselben Traum noch einmal. Er solle nach Bergen kommen, so träumte ihm, dann würde er König von Rügen werden. Er erzählte auch diesmal seinen Traum zu Hause; aber der Vater schickte ihn wieder aufs Feld zu den Schafen. Da sagte der Schäferssohn zu seinem Hunde: „Bobby, du bliwwst hier bi de Schaap!“ und ging fort, nachdem er sich vorher noch einen tüchtigen Stock geschnitten hatte. Unterwegs sah er zwei Männer vor sich hergehen, und da es schon dunkel wurde, ging er ihnen nach. Da sah er, wie sie plötzlich hinter einem großen Steine verschwanden. Der Schäferknabe trat näher heran an den Stein; aber von den Männern konnte er keine Spur entdecken. Da fing er an, den Stein mit seinem Stocke bei Seite zu schieben, und nun sah er einen dunklen Gang vor sich. Er trat in denselben hinein und gelangte bald an eine eiserne Tür, die er aber nicht öffnen konnte. Eben wollte er sich Feuer anmachen, da wurde die Tür von innen von den beiden Männern geöffnet, die, ohne des Hirtenknaben gewahr zu werden, hinausgingen. Nun ging er durch die Tür weiter und sah, daß er sich in einer Räuberhöhle befand. In der einen Ecke derselben lag ein Haufen Stroh; hier legte sich der Schäferssohn nieder und schlief bald ein.

Als es Nacht war, kamen zwölf Räuber in die Höhle, die machten einen solchen Lärm, daß der Knabe davon erwachte. Dieser rührte klein Glied, und so bemerkten ihn die Räuber auch gar nicht; er aber konnte alles bemerken, was vorging. Die Räuber fingen nun an, die Beute, welche sie gemacht hatten, zu verteilen. Der eine hatte einen Jäger erschossen und legte das ge-



Steinsatz von Silvitz.



Hünengrab von Woorke.

raubte Geld auf den Tisch. Darauf traten zwei andere vor und sagten: „Wir haben den Zauberer, der in dem Walde hauste, ergriffen und ermordet. Hier ist der Dolch, den wir ihm genommen haben. Wenn man mit demselben dreimal in die Erde sticht, so kommen so viel Soldaten hervor, als man nur haben will; wenn man noch dreimal hineinsticht, so verschwinden sie wieder. Und hier ist die Hose des Zauberers, welche nicht minder wertvoll ist; denn wenn man die Taschen umkehrt, erhält man so viel Geld, als man nur haben will." Hierauf legten sich alle zum Schlafe nieder.

Der Schäferssohn aber hatte alles gehört und sich genau gemerkt. Als daher die Räuber eingeschlafen waren, kroch er von dem Stroh herunter, zog sich die Hose des Zauberers an und band sich den Dolch um. Dann entfernte er sich aus der Höhle und wanderte weiter. So kam er endlich nach Bergen, wo der König der Insel Rügen wohnte. Als er vor diesen geführt wurde, sprach der König zu ihm: „Wenn du morgen mit meinem Heere in den Krieg ziehst und den Riesen, den die Türken mit sich führen, besiegst, dann sollst du meine Tochter zur Frau haben". Der Hirtenknabe ließ sich das nicht zweimal sagen. Am folgenden Tage zog er mit dem Heere ins Feld, und als sie sich dem Feinde näherten, schritt er ganz allein dem Heere vorauf und forderte den Riesen zum Kampfe heraus. Der Riese trat vor und sprach: „Du kleiner Knabe willst mich bekämpfen?" Als der Knabe dies bejaht hatte, stach er mit dem Dolche dreimal in die Erde. Alsbald waren so viel Soldaten da, als er gebrauchte. Diese packten den Riesen und schlugen ihm den Kopf ab. Als der Riese tot war, stach der Knabe wieder dreimal mit

dem Dolche in die Erde; da verschwanden die Soldaten wieder.

Als der Hirtenknabe siegreich nach Bergen zurückkehrte, wollte der König nicht glauben, daß er den Riesen besiegt hätte. Da sagte der Knabe: „Mit Hilfe der Soldaten habe ich ihn besiegt und will nun auch deine Tochter zur Frau haben, wie du mir versprochen hast.“ Der König aber weigerte sich, dies zu tun. Nun ging der Knabe weg, aber am andern Morgen erschien er mit seinen Soldaten vor der Tür des Königs und sagte zu diesem: „Wenn du mir jetzt deine Tochter nicht gutwillig gibst, so nehme ich sie mir mit Gewalt.“ Als der König sich dennoch weigerte, sagte der Knabe zu den Soldaten: „Nun helft mir!“ Die Soldaten packten also den König und erhängten ihn.

Die Tochter des Königs war zufällig nicht zugegen gewesen. Als sie kam, sagte der Knabe zu ihr, ihr Vater hätte sich selbst erhängt. Die Tochter glaubte es auch, und der Hirtenknabe nahm sie zur Frau und wurde dadurch König von Rügen.

Mündlich aus Bergen.

219. Lat di nicks verdreiten!

Hans wir twinting Johr olt, dohn säd sin Varre, de oll rik Buer Wunsch, to em: „Hans, du hest nu lang nog in de Wirtschaft bi uns ölscht; du müßt nu in de Frömd' gahn, üm 'n Unnerscheed kennen to lieren.“ Un sin leiw Maure säd: „Hans, dat helpt nich; dat is din godes Best!“ un stoppt em in sin Kiep 'n handlichen Schinken un'n Deel gatliche Mettwust; un männig eene Tran leep pieplings mit herin un weekt den Knust Brot up, mit den' de Kiep toletzt spickt würr. Hans

säd trurig Adjühs un wackelt mit sin Kiep af. As he 'ne halwe Stunn' wannert wir, sett' he sik up de Grabenburt un vernüchtert sich'n bäten ut de Kiep. „Wur't nu woll to Hus utsüht!" säd he bi dat Stück Schinken, wat he in de Hand harr. „Dat härr ick doch nich glöwt, dat dat Happen Brot in de Frömd' so sur smecken dehr," süfzt he un reet sich 'n Haps Wust runne. Öwer de Minsch müßt sich jo doch wat versöken.

Hans ging den ganzen Dag ümmer wieder von Hus weg. Abends kem he in een Buerdörp und frog bi den irsten besten Buern üm Arbeit an. De makt'n sihr listig Gesicht un säd: „Ja, Hans, 'n Knecht kann ick bruken; öwer dat is bi mi so Mod': keener von uns beid' dörft sich wat verdreiten laten. Verdrütt di wat, so snied ick di 'n Stück ut'n Rücken as'n Reem; verdrütt mi wat, so kannst du mi 'n Reem ut'n Rücken snieden." Hans wir dormit inverstahn un würr den Buern sin Knecht.

An'n annern Morgen bröcht de Buersfru 'ne grote Schöttel vull Grütt up'n Disch; alle sett'ten sich heran, un Hans härr all sin Läpel in de Hand un wull jüstemang in sein Leibgericht inhaugen, dohn säd de Buer bedächtig to em: „Hans, du gehst woll ees mit de oll lütt Diern nah'n Goren 'rut!" Hans müßt dat man dohn; öwer as he nu wedder rinkamm, wir de Grüttschöttel leddig. De Buer snallt sich sin' Reem 'n poor Löcher wieder, kloppt Hansen sachtmödig up de Schuller und säd: „Hans, verdrütt di dat ok?" Hans beet de Tähn' tosam' und säd mit sötsure Mien': „Ih, wur sull mi dat verdreiten!" So ging dat nu dree Dag' hinner 'n anner. Ümmer, wenn dat Äten losgahn sull, kreeg Hans 'n besonderen Updrag, un 't wir man god,

dat Maures Kiep noch twee Dag' vörhollen dehd. An'n drütten Dag öwer wurr Hansen dat Rüsch*) all bannig jöken, un as dat an'n vierten Dag nich anners würr, stund Hans herzhaft up, nehm de Schöttel mit nah buten rut und putzt se dor leddig. Dohn brööcht he se wedder rin, sett' se vör den verdutzten Buern up den Tisch un säd ganz fründlich: „Buer, verdrütt di dat?" De Buer kunn nu nich anners, he müßt man seggen, dat em dat nich verdreiten dehd.

Den nächsten Dag müßt Hans mit twee Ossen 'n Stück harten Dreesch ümplögen. Dorbi müßt he öwer hinner an'n Start eben so väl schuben, as de Ossen vör trecken dehden. De Buer härr em sin' Hund „Peirezilg" dor laten: wur de Hund henlopen dehd, dor sull he nahplögen. Hans arbeit't nu, dat em de Sweet man so afflacken dehd, ümmer achter den Köter her. Dohn kem'n se an een' Tuun: Peirezilg sprung wupdi! 'röwer, und Hans bedacht sich nich lang; he slacht de Ossen, sneet se in Stücken un smeet se röwer öwer den Tuun un den Haken (Pflug) hinnerher.

So kem endlich de Sünndag 'ran. Hans härr sich all sihr dorto freugt. De Buer säd to Hansen, he sull anspannen, wiel se all to Kirchdörp führen wullen. Wer wir nu froher als Hans? He kunn kuum de Tid af-töben, bet he mit den Kirchwagen vör de Döhr führen sull. De Buer sett' sich mit Kind un Kegel up'n Wagen, un Hans in sin Sünndagskledasch un mit dat schöne rode Band üm de Kokardenmütz wull eben seggen: „Nu man jüh, Voß!" — dohn nehm em de Buer de Tögel ut de

*) „Dat Rüsch jökt" scherzhaft für „der Magen knurrt"; Rüsch bedeutet ursprünglich das Eingeweide der geschlachteten Tiere.

Hand un säd: „Hans, du bliwwst to Hus un wohrst mit Peirezilgen to Strieb' in. Gah man glief nah'n Schapstall 'rin, un de Hamel, de di ankickt, den'n schlachtst du un kakst uns to de Tid, dat wi wedder kamen, 'ne däge Supp dorvon. Vergett öwer ok nich, Peirezilg an de Supp to smieten, un lat di nicks verdreiten!" Dormit kreeg Hans 'n Schupp, dat he von'n Wagen flog, un dat Fuhrwark dunnert von'n Hof runne.

Bi Hansen dunnert dat nu ok, öwer he sull sich jo nicks verdreiten laten. He ging nah de Kök un börr hier een grotes Füer unner den groten Kätel. Dohn ging he nah'n Schapstall un makt de Döhr up. Wiel em nu öwer alle Hamel to gliefe Tid ankeeken, kreeg he se alltosam' Stück vör Stück in de Börr un smeet se nah'n Kätel 'rin, un wiel de Peirezilg nich fehlen sull, kem de Hund achterdrin. De Supp wir den Buern doch 'n bäten to fett, as he Meddags to Hus kem, un he säd: „Hans, verdreiten deht mi dat zwors nich; öwer He is'n groten Swientrecker! Ick kann Em up'n Hof nich mihr bruken; gah He man hen nah'n Fell'n un höd He de Swien!"

Hans gehorcht, ging to Fell'n un hödd de Swien. Nah 'ne Tidlang kem'n twee Handelslüd an, de frogen Hansen, ob he en nich de Swien verköpen wull. Hans wir inverstahn, leet sich de Swien got betahlen, sneet en öwer vörher all de Swäns' af. De Swäns' steek he in de Ird, dat de Spitz rutkeek, nehm de Rockslippen unner de Arm un leep to Haf'. Hier reep he, de Buer sull em doch helpen, denn all de Swien buddelten sich deep nah de Ird rin. As de Buer mit Hansen torühging, harren sich de Swien all so deep inwöhlt, dat bloß noch de Schwäns' rutkieken dehden. „Help doch

torühhalen!" schreeg de Buer, „se gahn jo all to Born in." Und dorbi kreeg he das irste Swien bi'n Swanz; doch as he antrecken wull, lag he ok all up'n Rücken. So ging em dat ok mit all de annern Swäns', un Hans stunn mit Seelenruh dorbi un säd bi den letzten Swanz: „Ja, wenn Ji all de Swäns' utrieten, denn fleut't em nah!" Wecker Buer ward nu woll nich falsch, wenn he mit de Swien Malühr het! In Swiensaken is de Buer sihr empfindlich. He leet sich also de Geschicht mit Hansen sihr irnstlich verdreiten un wull em von'n Hof runne prügeln. Öwer Hans wir stärker as de Buer; dorüm kem he ok noch dorto, dat he sich'n hübsch breeden Reem ut den Buern sinen Rücken snieden kunn.

Seelenvergnögt wannert Hans nu nah Hus torüh, un as he dor ankem — wur freugt sich Maure öwer ehren Hans, de wohrhaftig 'ne ganze lange Woch' in de Frömd west wir un in de korte Tid so väl Geld verdeent härr. Sin Varre öwer leet Hansen ruhig wieder bi sich ölschen.

Aus Wiek a. W. mitgeteilt von Lehrer A. Pennse.

220. Von den Jung, de Nicks halen sull.

Dor was mal ees een Jung, de wurd nah de Apteik schickt: he sull „Nicks" halen. As he henging, säd he ümmer lies' vor sich hen: „Nicks, Nicks, Nicks!" So kem he ant Water; dor wiren de Fischers, de harren de ganze Nacht fischt un nicks fongen. As se den Jung' sin Red' hürten, säden se to em: „Jung, wur kannst du so wat räden!" Se glöwten, de Jung wull en schimpen. De Jung frog en: „Wat sall ick denn seggen?" De Fischers antwurt'ten: „Kannst du nich seggen: Morgen fangen wi mihr?" De Jung güng nu wieder un säd ümmer

vör sich hen: „Morgen fangen wi mihr! Morgen fangen wi mihr!" Dohn kem he an'n Galgen. Unnern Galgen wiren grad' de Henkers dorbi, eenen uptohängen. De Jung säd: „Morgen fangen wi mihr!" — „Jung," reepen de Henkers em to, „wur kannst du so wat seggen!" — „Je, wat sall ick denn seggen?" — De Henkers anwurt'ten: „Kannst du nich seggen: Gott begnad' sine arme Seel'!"

Dat durt nich lang', dohn kem he bi eenen Schinner vörbi, de trok 'n Pird de Hut af. De Jung säd: „Gott begnad' sine arme Seel'!" As de Schinner dat hürt, reep he ut: „Jung, schäm' die wat! Het de Mär ok 'ne Seel'?" — De Jung säd: „Wat sall ick denn seggen?" — De Schinner antwurt't: „Kannst du nich seggen: Weg mit't Rabenaas!" Dat säd de Jung denn ok un ging wieder. Dohn begegent he 'n Brutpoor, de gingen nah de Kirch und wullen sich trugen laten. De Brut harr 'n grönen Kranz up mit 'n Schleier doran, un de Brutführers gingen achteran. As se den Jung' sine Red' hürten, wurden se falsch un reepen: „Jung, wißt du woll din Mul hollen!" De Jung frog: „Je, wat sall ick denn seggen?" — De Brutführers säden: „Kannst du nich seggen: Das ist meines Herzens Lust und Freud'!" Un de Jung säd dat ok.

Dohn kem he an 'ne Stell, dor schlogen sich twee. De Jung keek en to un säd: „Das ist meines Herzens Lust und Freud'!" As de annern dat hürten, wurr en de Haugerie doch 'n bäten schanierlich, un se säden to em: „Jung, freugt di dat, dat wi uns hier prügeln?" — De Jung säd: „Wat sall ick denn seggen?" — De annern antwurt'ten: „Kannst du nich seggen: Weg mit Beiß, Zank und Keif!"

De Jung ging wieder un kem an een Hus, dorin wohnt 'n Schoster. De Schoster harr grad' 'n Stück Ledder in de Tang' un wull dat utrecken; dorbi nehm he dat eene Enn' twischen de Tähnen, un up't anner Enn' hull he't mit de Tang' wiß. De Jung blew stahn un bet't still vör sich hen: „Weg mit Beiß, Zank und Keif!" As de Schoster dat hürt, sprung he up, gew den Jung' ees mit'n Spannreemen öwer und säd: „Wat, du wißt mi hier in min Handwark schimpen!" De Jung fung an to weenen un säd: „Je, wat sall ick denn seggen?" — De Schoster öwer reep: „Ei, Jung, gah hen un segg nicks!" -- „Väl schön' Dank, min leewer Herr," säd de Jung: „„Nicks" sull ick ok halen."

Dormit sprung he weg, leep in de Apteik un kem ok richtig mit „Nicks" tu Hus an.

Aus Neuenkirchen. Mitgeteilt von Lehrer Nützmann.

221. Vom Bauern, der die Frösche beim König verklagt.

Dor wir mal ees een Buer, de härr 'ne Koh. De Koh schlacht' he, un dat Fleesch wull he an eenen Schlachter verköpen. As he to Stadt kamm, dor begegent em de Hund von'n Schlachter un noch mihrere annere Hunn'. De schreegen ümmerto; „Wat, wat, wat, wat?" De Buer, de dacht bi sik: „Ick weet all, wat Ji willen. Ji will'n weeten, wat dat Fleesch kosten sall. Na, dat kriegen wi woll, hier hebben Ji dat Fleesch." Un dormit schmeet he de Hunn' dat Fleesch hen, de sick dat ok ganz god schmecken leeten. Dohn ging de Buer nah'n Schlachter hen und wull sick sin Geld afhalen. De Schlachter harr de ganze Geschicht mit ansehn, wull den Buern öwer keen Geld gäben. Am Enn', as de

Buer gor nich nahleet, müßt he doch man mit söben Dahler rutrücken. Unnerwegs, as de Buer werre nah Huus güng, kem he an eenen Diek vörbi, dor wiren Frösche in. De schreegen: „Ack, ack, ack!“ De Buer reep en öwer to: „Ne, dat sünd man söben.“ De Frösch öwer bleeben bi ehr: „Ack, ack, ack!“ Dor tellt de Buer sin Geld noch ees nah un reep: „Ne, dat sünd man söben.“ De Frösch schreegen ruhig wieder: „Ack, ack, ack!“ — „Ach wat“, säd dohn de Buer, „tellt dat sülben nah!“ und dormit schmeet he sin Geld in den Diek. De Buer luert nu, de Frösch süllen em sin Geld torühbringen; öwer dor kem keener. As em toletzt de Tid to lang würd, reep he, he wull sick dat Geld morgen afhalen un güng nah Hus. As he 'n annern Dag werre kem, reepen de Frösch' werre: „Ack, ack, ack!“ — „Ick bün mit söben tofreeden“, säd de Buer, „gäwt mi de man irst werre!“ Öwer he kreeg wieder nicks to hüren as: „Ack, ack, ack!“ As de Buer nu seech, dat he so nich to sin Geld kamen künn, güng he nah'n König und wull de Frösch verklagen.

De König härr öwer 'ne Dochter, de härr in ehren ganzen Leben noch nich ees lacht. Dorüm harr de König dörch dat ganze Land seggen laten, wer sin Dochter tom Lachen bringen würr, de süll se to Fru hebben. Öwer dat was noch keenen glückt. As de Buer nu nah'n König kem, satt sin Dochter bi em up'n Thron. He vertellt sin Geschicht, un as he farig was, fung de Dochter lud an to lachen. Dohn säd de König: „Du hest min Dochter tom Lachen bröcht, nu saßt du se ok to Fru hebben.“ De Buer öwer säd, dat künn doch nich angahn. Dorup säd de König werre: „Wenn du min Dochter nich to Fru hebben wißt, kannst du di morgen fiefhunnert bi mi afhalen“. Dat hürt ok de Schildwach, de buten vör

de Döhr stunn, un as de Buer von 'n König rute kem, säd se to em: „Du künnst mi woll tweehunnert afgeben; wat wißt du mit fiefhunnert?" — „Ja", säd de Buer, „du kannst tweehunnert kriegen". Dohn kem 'n Jud, de dissen Handel mit anhürt harr, un säd to den Buern: „De annern dreehunnert will ick di inwesseln vör reines Sülwer". De Buer was dormit inverstahn un kreeg von den Juden dreehunnert Sulwergröschen; de namm he mit nah Huus. 'N annern Dag ging he hen nah'n König un wull sick sine fiefhunnert utbetahlen laten; de Jud' un de Schildwach wiren ok dor. He träd nu hen vör'n König und säd: „De fiefhunnert, de ick hebben sall, will de Jud un de Schildwach mi afnehmen. De Schildwach kriegt tweehunnert und de Jud dreehunnert." De König frog disse beid', ob se se hebben wullen. Se säden: „Ja". Dohn winkt de König un leet 'n Knecht mit 'ne Pietsch kamen. De tellt irst de Schildwach tweehunnert up; de was öwer an Prügel gewöhnt und leet sick dat ruhig gefallen. Dorup kreeg ok de Jud sin Deel; de schreeg ganz gottsjämmerlich.

Mündlich aus Trent. — Vgl. Wossidlo: Meckl. Volksüb. II 1 Nr. 319.

222. As Hähnken un Höhnken nah Rom reisen wullen un Hähnken Papst un Höhnken Papstin warden wull.

Höhnken säd to Hähnken: „Wat meenst du, Hähnken, wenn wi beid' nah Rom reisten un du Papst un ick Papstin würr?" — „O ja", sprok Hähnken, „dat leet sick hüren; wenn wi man wüßten, up wat för Ort wi de Reis' maken dehden." — „Ah", säd Höhnken, „wi maken uns von Nätschalen enen lütten Wagen un dor

spannen wi de Müs' vör." — „Ja", sprok Hähnken, „dat willen wi daun." Se makten sick also enen lütten Wagen von Nätschalen un spannten de kleenen Müs' dorvör, un as se sick in den Wagen sett' härren, führten se dorvon nah Rom to. En lütt bäten wiren s' führt, as de Kraig an to fleigen kamm. De schreeg: „Hähnken un Höhnken, wo willt Ji hen? Wat het dat mit Ju to bedüden?" — „Ah", säd Höhnken, „wi willen nah Rom reisen; Hähnken will Papst warden un ick Papstin." — „Nehmt mi mit", schreeg de Kraig; „ick will Ju Käksch warden." — „Dat ward nich gahn", säd Höhnken, „Pirdken is kleen un Wägken is schwack." — „Ih", schreeg de Kraig, „nehmt mi man mit; ick ward 'nahst ok wat fleigen." — „Na", sprok Hähnken, „Pirdken is twors kleen un Wägken is schwack; wenn du öwer wat fleigen wißt, hack up!" Un so kamm de oll Kraig mit.

As sei wedder een lütt bäten führt wiren, kamm de Duw an to fleigen un reep: „Szüh, Hähnken un Höhnken, wo willt Ji hen?" — „Ah", sprok Hähnken un schmeet sick in de Bost, „wi willen nah Rom reisen; ick will Papst warden un Höhnken Papstin; de oll Kraig öwer uns' Käksch." — „Un ick will Ju Stubenmäken warden; nehmt mi ok mit!" beed de Duw. „Ne", säd Höhnken, „de lütten Pird' känen uns nich trecken." — „Ih", kreigt Hähnken, „de Duw ward nahst ok wat fleigen, un wi bruken en Stubenmäken. Wägken is twors kleen un Pirdken schwack — hack man up!"

Een lütt bäten betto wirn's wedder führt, as de Sparling antofleigen kamm un reep: „Hähnken un Höhnken, töwt doch een lütt bäten! Wo willt Ji hen?" Dor schreeg de oll Kraig em to: „Wi willen nah Rom reisen;

Hähnken will Papst warden, Höhnken Papstin, ick öwer ehr Käksch un de Duw ehr Stubenmäken." — „Nehmt mi ok mit, Hähnken un Höhnken!" beed de lütt Sparling; „ick ward Ju Kinnermäken warden", reep hei. „Ja, du büst man licht", sprok Hähnken. „Pirdken is kleen, Wägken is schwack; hack up!"

As se wedder een ganz End betto führt wiren, kamm dwars öwer't Feld de Voß antolopen. De reep: „Szüh, Hähnken un Höhnken, wo willt Ji hen?" — „Ja", sprok Hähnken, „wi willen nah Rom reisen," un sett' sick wedder in Positur. „Un dor will," schreeg de oll Kraig, „Hähnken Papst, Höhnken öwer Papstin warden, un ick ehr Käksch, de Duw ehr Stubenmäken, de lütt Sparling ehr Kinnermäken." — „Öwer", frog de Voß, „weet 't Ji ok den Weg nah Rom?" — „Ne", kreigt Hähnken, „dat weeten wi nich. Öwer de lütten Müs' warden uns woll henführen." — „Dat warden se unnerwegs laten," säd de Voß, „wenn Ji den Weg nich weet't. Szüh, dor geht dörch den Barg dor, wo dat Loch is, de Weg. Dordörch möht't Ji. Ick ward Ju dordörch bringen un vörweg lopen." So löp denn de Voß vörweg, un de ganze Gesellschaft, Hähnken, Höhnken, de Duw un den lütten Sparling tröken de kleenen Müs' nah bet an dat Loch in den Barg. Dor stünn de Voß still, leet de ganze Gesellschaft bet up de lütten Müs' in dat Loch krupen, un as se all in den Barg kröpen wiren, makt hei dat Loch to un sprok: „Nu heww ick Ju hier, nu ward ick Ju betahlen. Du, Hähnken, hest mi des Morgens immer so früh weckt un kreigt. Dorför will ick di betahlen." Un schwapps, bitt hei em den Kopp af. To Höhnken säd hei: „Du hest mi de Eier ümmer in den Neddel legt, dat ick mi heww ver-

brennen müßt. Dorför ward ick di betahlen." Un schwapps, bitt hei ehr ok den Kopp af. „Du, oll Kraig", sprok hei to de, „hest din Nest so hoch up de Böhm bugt, dat ick nich kunn rup kamen. Dorför will ick di ok betahlen." Un schwapps, bitt hei ehr den Kopp af. Mit de Duw makt he 't ok so, wiel se ehr Nest up de hogen Böhm härr bugt. Un nu kamm de Reig' an den lütten Sparling. De harr unnerwielen Tid hat, an de Lochpurt in den Barg mit sine lütten Poten to kratzen, bet hei sich een lütt Loch makt harr, wo he dörchkrupen kunn. As de Voß nu up em tokamm, dor sprok he to den Voß: „Ach, mein lieber Herr Fuchs, ich bin ja nur so klein; Sie werden mich doch verschonen, Sie haben ja doch schon schöne Bissen genug vor sich. Ich bitte sehr, mich frei zu lassen." Un dorbi trippelt hei immer rühwarts un schwänzelt mit sinen lütten Start dichting in dat kleene Loch, dat he sich an de Bargpurt makt härr, so dat de Voß dat Loch nich sehn kunn, un as hei so wiet was, dat hei noch man mit sinen lütten Kopp int Voßloch wir, sprok hei ganz schwinning: „Adjes Voß!" un burrte dohn ut dat Bargloch dorvon in de wiede, wiede Welt, wo hei denn de ganze Geschicht von Hähnken un Höhnken ehr Reis' nah Rom verraden un wedder vertällt het.

Ditt Dörplöschen het mi min oll Grotmöhming vertällt, as ick noch een Kind was.

G. Muhrbeck: Rüganä Dörpgeschichten. Vgl. Blätter für Pom. Vkde. II S. 122.

223. Nägendümer.

Es war einmal ein Mädchen, welches die Aufgabe hatte, jeden Tag eine bestimmte Menge Flachs aufzuspinnen. Sie konnte aber nie mit ihrer Arbeit fertig

werden. Da kam eines Tages ein Mann zu ihr, der versprach ihr, wenn sie raten könnte, wie er hieße, so wolle er ihr alle Tage den Flachs aufspinnen. Aber das Mädchen konnte den Namen nicht erraten. Da ging der Mann wieder fort und verwandelte sich in einen Vogel und rief, vergnügt hin- und herfliegend, aus:

„God is dat, god is dat,
Dat de Diern nich weet,
Dat ick Nägendümer heet.“

Das hörte der Schäfer, welcher in der Nähe seine Herde hütete, und von dem erfuhr es das Mädchen. Als nun der Mann nach einiger Zeit zu dem Mädchen zurückkehrte und sein Anerbieten wiederholte, sprach sie zu ihm: „Du heetst Nägendümer!“ Der Mann antwortete: „Dat het Di een Schelm seggt.“ Aber er hielt sein Versprechen und spann ihr von jetzt ab jeden Tag den ganzen Flachs auf.

Aus Putbus mitgeteilt von O. Haas. — Vgl. das Grimmsche Märchen „Rumpelstilzchen“.



XXII.

Anhang.

Der Herthadienst auf Rügen.

Die Sage von der Hertha auf Rügen ist keine ursprüngliche, sondern hat sich erst in verhältnismäßig neuer Zeit dort eingebürgert.

Kanzow, der sonst eine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Insel zeigt, weiß nichts von der Hertha. Paul Lemke, ein geborener Rügianer, welcher i. J. 1597 seine laudes Rugiae herausgab (im Auszuge mitgeteilt von Lappe: Mitgabe nach Rügen S. 93 ff.), berichtet mit keinem Worte von der Hertha. Eilhard Lubinus, welcher im Anfang des XVII. Jahrhunderts ganz Pommern zum Zweck der Landesaufnahme und Herstellung der großen Karte von Pommern bereiste, kennt die Hertha noch nicht, obwohl er den „Borgwall" bei Stubbenkammer (die heutige „Herthaburg") anführt.

Der erste, welcher die Hertha auf Rügen lokalisiert, ist Philipp Klüver (in seinem Werke: Germania antiqua Leyden 1616 P. III S. 107; die betreffende Stelle ist abgedruckt bei Fabricius U. B. I S. 141 f.). Die Geschichte von der „Hertha" beruht bekanntlich auf einer

verderbten Stelle des Tacitus (Germania cp. 40), welcher von der Nerthus d. i. der Mutter Erde berichtet, sie werde in insula oceani in einem castum nemus verehrt und bade nach ihrem Umzuge durch das Land in einem secretus lacus. Diese Lokalitäten glaubte Klüver in dem bei Stubbenkammer gelegenen wendischen „Borgwall" und dem unmittelbar daranstoßenden „Borgsee" oder „Schwarzen See" entdeckt zu haben und verlegte die „Hertha" — so las er für das Taciteische Nerthus — nach Rügen.

Der Meinung Klüvers folgten dann Mikrälius und andere, und so hat sich diese Anschauung in immer weitere Kreise verbreitet; heutigen Tages ist die Sage von der Hertha auf Rügen vollständig populär. Der im Anfang des 19. Jahrhunderts beginnende Zuzug von Fremden nach der Insel hat gewiß nicht wenig zur Befestigung der Sage im Volksbewußtsein beigetragen. Vgl. A. Haas: Rügensche Skizzen, Greifswald 1898, S. 81—90.

Für den modernen Charakter der Sage spricht vor allem auch der Umstand, daß die Namen „Herthaburg" und „Herthasee" für die älteren Namen „Borgwall" und „Borgsee" erst seit ca. 90 Jahren aufgekommen sind. Grümbke kennt in seinen „Streifzügen durch das Rügenland", herausgegeben 1805, und in seinen „Darstellungen von der Insel Rügen", herausgegeben 1819, zwar schon den Namen „Herthaburg" neben dem gewöhnlichen „Borgwall" (S. 166 und II S. 209 ff.), für den See jedoch nur die Bezeichnung: „Borgsee", auch „der schwarze See" genannt (S. 169 und I S. 70 f.). Jetzt aber sind die alten Namen gänzlich verschwunden.

Die vorstehende Auseinandersetzung stützt sich auf Barthold: Geschichte von Rügen und Pommern I S. 109 ff.

Als eine Merkwürdigkeit ist noch anzuführen, daß die Herthasage und insbesondere der Name „Herthasee“ auch außerhalb der Insel Rügen mehrfach anzutreffen ist. Über die am Jordansee auf der Insel Wollin lokalisierte Hertha vgl. Blätter für Pom. Vkde. II S. 147 ff. — Ein Herthasee liegt in Podejuch zwischen den beiden dort befindlichen Cementgruben, worüber vgl. Meyer: Stettin zur Schwedenzeit, Stettin 1886, S. 113. — Ein Herthasee wird auch in Knoops Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern (S. 10) genannt; vgl. Blätter für Pom. Vkde. III S. 39.

Außerhalb der Provinz Pommern ist mir die Hertha begegnet in Schells Bergischen Sagen, ferner bei J. Köhler: Volksbrauch rc. im Voigtlande, an letzterer Stelle unter dem Namen „Herda“.



Ortsregister.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)



A. Straube u. Sohn, Labes.

